

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1950 HEFT

3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1950

1. Jahrgang

Drittes Heft

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÜLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

HERMANN GRETSCH
für Architektur, Industrie, Handwerk

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird nur an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuches“.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V., Stuttgart, Urbanstraße 16, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Verlag Eugen Wahl, Stuttgart, Urbanstraße 35; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Kopf des Melchisedek vom Sakramentshaus des Ulmer Münsters. Aufnahme: Dr. August Raichle.

INHALT

Die erste Begegnung.

Erzählung von Otto Heuschele 97

Frühlingsbräuche von Alb und Donau.

Der Altheimer Brezgamärkt.

Von Angelika Bischoff-Luthlen ... 102

Der Latz – ein Pfingstbrauch im

Donautal. *Von Erika Kohler* † 105

Oberschwaben im Jahrhundert des

Friedens. *Von Karl Otto Müller* ... 107

Abteikirche Neresheim 112

Waiblingen und die württembergischen

Stadtgründungen um 1250. *Von Hans-
martin Decker-Hauff* 113

Das Ulmer Münster und Hans Multscher.

Von Adolf Herrmann 117

Was das Randecker Maar erzählt.

Von Hans Schwenkel 123

Einem schwäbischen Maler

zum Gedächtnis – Julius Kornbeck.

Von Erich Rummel 130

In memoriam Otto Fischer.

Von Theodor Musper 132

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde.

Zusammengestellt von der Arbeits-
gruppe für Volkskunde im Schwä-
bischen Heimatbund 134

Freiheitsrose 135

Mitteilungen des Schwäbischen Heimat-
bundes 136

Nocheinmal Kronprinzenpalais! /

Frühjahrsveranstaltungen des Schwäb.

Heimatbundes / Kreistagungen / Mit-

teilungen der Ortsgruppe Nürtingen /

Italienische Tafelmalerei / Malerei der

Gegenwart / Studien- und Lehrfahrten

Die erste Begegnung

Erzählung von Otto Heuschele

Es war ein schöner klarer Vorfrühlingstag, als die Freunde auf der Terrasse des Schlosses in M. saßen. Ihr Gastgeber hatte sie über die Ostertage zu sich aufs Land geladen, und sie waren dieser Einladung um so williger gefolgt, als für sie selbst damit eine nicht häufig wiederkehrende Gelegenheit gegeben war, sich zu sehen und zu sprechen; waren sie doch als Studenten einst gemeinsam auf der Universität in Tübingen gewesen. Seitdem waren sie sich in Freundschaft verbunden geblieben, und diese Freundschaft gewann durch die Jahre hin, trotzdem sie sich immer seltener sahen, immer mehr an Innerlichkeit und Tiefe.

Die Gespräche, welche die fünf Freunde führten, kreisten fast alle um Erinnerungen, die aus der Atmosphäre dieses Nachmittags emporzusteigen schienen. Ist es doch so, daß nicht an jedem Tage und auch nicht zu jeder Stunde jede Erinnerung in uns erwachen kann, daß vielmehr gewisse Stimmungen, ja gewisse atmosphärische Spannungen die Voraussetzung dafür bieten, daß gewisse Erinnerungen in uns wieder lebendig werden können. Der weiche, wache Zauber, der über den Bäumen des Parkes lag, in denen sich das neue Leben schon ganz leise, mehr ahnbar als sichtbar zu regen begann, der aus den gelben und blauen Krokuskelchen aufstieg und dem starken und schweren Duft des Seidelbastes entströmte, der sich endlich dem Gesang der Vögel verband, er ließ auch die Erinnerungen der Freunde wach werden.

Diese Erinnerungen reichten in die Jugendjahre, welche die Freunde vor dem ersten Weltkrieg hatten erleben dürfen, zurück. Es war von schönen Wanderungen die Rede, von unvergeßlichen Gartenfesten unter sommerlichen Bäumen, von Bootsfahrten im Lichte der Fackeln auf dem vom Monde silbrig erstrahlenden Neckar. Auch der Zauber jugendlich-schwärmerischer Hingabe an das Leben und die Wissenschaft schwebte wieder um die jetzt zwischen vierzig und fünfzig stehenden Männer herauf, die

sich alle fünf eine erfreuliche Jugendfrische und eine wohlthuende innere Beweglichkeit bewahrt hatten.

Wie das ganz natürlich war, waren die Freunde plötzlich auf das Thema der ersten Begegnung gekommen. Werner, Albrecht und Joachim, die alle drei glücklich verheiratet waren, hatten davon erzählt, wie sie eben in jenen Jahren der Tübinger Studentenzeit ihre jetzigen Frauen gefunden hatten. Die Art aber, wie sie nun aus dem Abstand der vielen Jahre erzählten, was sie erlebt hatten, die zarte Scheu, mit der besonders Werner und Albrecht nach Worten suchten, um ein fast Unsagbares auszusagen, verriet ihren edlen Anstand und die Achtung, die sie sich alle, auch Joachim, der unbefangener und leichter erzählte, vor dem eigenen Erlebnis bewahrt hatten.

Während die drei Freunde sprachen, überkam Herbert, der als Professor der Philologie in Marburg wirkte, plötzlich eine Art Schwermut. Über sein Antlitz legte sich ein leichter Schatten, seine Augen verloren den warmen Glanz, der ihnen in guten Stunden eignete, und es schien dem Gastgeber, der ihn beobachtete, als verhülle sich seine Gestalt hinter einer Art Tarnkappe.

Als Joachim geendet hatte, herrschte eine kleine Weile eine merkwürdige, fast beängstigende Schweigsamkeit in dem Kreis, bis der Gastgeber die Stille unterbrach und Herbert fragte, ob nicht auch er, der ja Junggeselle geblieben war, von einer ersten Begegnung erzählen könne, denn sicherlich habe auch er sich ein erstes Mal von der Macht des Ewigweiblichen berühren lassen.

Herberts Antlitz zeigte die Spuren des Erstaunens und Erschrecktseins. Die Freunde aber wußten, daß er von seinen Beziehungen zu Frauen nie gesprochen hatte, nicht weil ihm solche gefehlt hätten, sondern eher darum, weil ihn gerade in diesem Punkte eine besondere Schamhaftigkeit erfüllte. Nun aber erhob er sich von seinem Platze, schritt einige Male unruhig auf der Terrasse auf und nieder, warf einen Blick über den Park hinweg in die Ferne, in der in silbrigem Dunst die blauen Berge den Horizont säumten. Er schien innerlich mit sich selbst zu kämpfen, bis er dann plötzlich, in den Kreis der Freunde zurück-

tretend, sagte: „Gewiß ist es etwas Wunderbares um diese ersten Begegnungen, und ich glaube aus euren Bekenntnissen dieses Wunder wieder gefühlt zu haben, und der, dem es vergönnt ist, die Frau seiner ersten Begegnung zu seiner Frau zu machen, der mag zu beneiden sein, ihm wurde ein großes Glück zuteil. Mir ist das nicht widerfahren, und das, was ich als erste Begegnung erlebte, ist etwas sehr Schmerzliches für mich, auch heute noch. Ich habe es noch nicht überwunden, aber dennoch glaube ich, durch diese erste Begegnung der geworden zu sein, der ich heute bin. Deshalb möchte ich nicht gerne davon erzählen.“

„Wir wissen das“, antwortete Joachim, „aber es wäre dennoch schön, wenn auch du deinen Beitrag zu dem Thema liefern würdest. Gerade das Schmerzliche und Tragische mag unsere fast zu glücklichen Erinnerungen ergänzen, denn das Leben ist erst dadurch vollkommen, daß das Begnadete durch das Schmerzliche ergänzt wird, daß das Glück neben dem Unglück, der Verzicht neben der Erfüllung steht, und die Vollkommenheit muß durch beide bezahlt werden.“

„Du hast recht, Joachim, die Frage von Verzicht und Erfüllung zu sehen, wie sie im Zusammenhang des Lebensganzen gesehen werden muß. Wir können nicht nur von Glück und Liebe sprechen, wir müssen wohl auch an Verzicht der Liebe denken und darin nicht nur etwas Schmerzliches und Unglückliches sehen. Keiner hat das immer wieder so sehr betont wie Goethe, der doch einmal sagte: ‚Das ganze Leben ruft uns zu, daß wir entsagen sollen.‘“

„Ja, darum erzählst du uns nun die Geschichte deiner ersten Begegnung.“

Herbert setzte sich wieder unter die Freunde und sah, während er zunächst zaghaft seine Erzählung begann, in die Ferne. Es schien den Freunden, als hinge sein Auge an den weichen Linien der fernen Hügel.

„Es war in meinem achtzehnten Jahre“, begann Herbert, „ich lebte damals in einer kleinen schwäbischen Stadt, wo ich das Gymnasium besuchte. Ich war bei einer älteren Professorenwitwe in Pension. Da mir das Lernen leicht fiel und ich eine große Freude an der Schule und am Unterricht hatte, waren diese drei Jahre, während der ich mich fern vom Elternhaus auf das Abitur vorbereitete, eine besonders schöne Zeit für mich. Ich genoß das verhältnismäßig freie Leben, ohne es zu mißbrauchen. Ich streifte viel durch Wald und Feld und pflegte mit zwei Kameraden eine wahrhaft schöne, jugendlich erfüllte und beschwingte Freundschaft. Wir

wanderten zusammen, wir gaben uns aber auch mit der damals so selbstverständlichen jugendlichen Begeisterung den Studien hin, kurz, unsere Freundschaft trug etwas von dem Zauber des jungen Lebens, durch den die Jahre zwischen fünfzehn und zwanzig ein wundersames Leuchten erhalten. Mit Beglückung, aber auch mit Wehmut denke ich heute an diese schöne, unbeschwerte, aber dennoch niemals leere Zeit zurück, habe ich doch das Gefühl, als sei es unserer heutigen Jugend nicht mehr gegeben, diese ihre jungen Jahre mit so viel Zauber und schwerelosem Glück zu erfüllen.

Da geschah es nun eines Tages, daß ich auf einer Wanderung über die Hügel, die nördlich des Städtchens liegen, einem schönen Mädchen begegnete. Ich gestehe, daß wir drei uns bis dahin kaum für die Mädchen interessiert hatten, nicht aus Feindschaft oder Abneigung, sondern einfach, weil uns dazu kein inneres Gefühl drängte oder wohl auch darum, weil unsere Tage alle mehr oder minder ausgefüllt waren mit dem, was uns Pflicht und noch mehr eigene Neigung aufgaben. Während ich nun dem jungen, mir bis dahin ganz unbekannten Mädchen begegnete, überfiel mich plötzlich ein merkwürdiges, beunruhigendes Gefühl. Meine Gedanken wirrten sich durcheinander, und noch lange, nachdem wir uns aus den Augen waren, mußte ich an die schmale, schlanke Gestalt mit den dunklen Augen und den schwarzen Haaren zurückdenken, die mir wie die Botin eines fremden, lockenden Lebens erschien, und die ich zunächst nicht mit unserer, vor allem nicht mit meiner Wirklichkeit, eher mit einem schönen Traum in Verbindung brachte. Am Abend, als ich lesend in meinem Zimmer saß, stand sie plötzlich wieder vor mir, und es wurde mir wieder bewußt, wie schön sie war. Abermals wurde ich sehr unruhig, ich öffnete das Fenster; der Duft des Flieders strömte in vollen Wogen herein, ich sog diesen Duft in meine Lungen, und es war mir, als käme er ebenso wie das helle, klare Leuchten der Sterne aus der Welt des fremden Mädchens. Als ich nach einer unruhigen Nacht am anderen Morgen erwachte, mußte ich schon wieder an sie denken, aber nun war es so, daß mir dieses Denken nicht mehr Befriedigung und Freude bedeutete, sondern auch Kummer und Verdruß. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich mich durch solch eine flüchtige Begegnung verwirren ließ. Meinen Freunden aber, vor denen ich bisher kaum ein Geheimnis gehabt hatte, vermochte ich von meiner Begegnung nichts zu erzählen. Mehr als einmal nahm ich mir zwar vor: Jetzt sagst du ihnen etwas von dem, was du erlebt hast; aber alle Male

erinnerte ich mich der unschönen, oft sogar häßlichen Art, mit der Klassenkameraden von ihren sogenannten Erlebnissen sprachen, und ich schwieg. Ja, ich wollte mir selbst nicht eingestehen, daß ich das fremde, mir unbekannte Mädchen liebte. Doch alles, was mich nun erfüllte und bewegte, wenn ich mich ihrer erinnerte, all das sagte mir, daß ich sie wirklich liebte. In diese Liebe verwandelte sich mir die ganze Welt. Anders sah ich nun die Blumen in den Gärten, ein anderes war das Fließen des Wassers im Strom, der am Rande des Städtchens hinzog.

Dort am Fluß sah ich sie bald wieder, und sie schien noch schöner geworden seitdem, noch näher kamen mir all ihre Züge, und das Bild, das ich mir in meiner Einsamkeit von ihr gemacht hatte, war kaum verschieden von dem, das mir jetzt entgegentrat. Ich grüßte artig, und sie gab den Gruß wieder zurück. Das war alles, was geschah. Ich hörte, wie mein junges Herz klopfte, ich fühlte, wie meine Gedanken sich durcheinanderwirrten. Ich wollte stehenbleiben, um das Mädchen anzureden, aber statt dessen lief ich eilends weiter, Seligkeit, Freude, Glück und Hoffnung im Herzen.

Nun versuchte ich, zu erfahren, wer die Fremde, die ich liebte, sei, und ich hörte, sie sei unlängst hergekommen und weile im Hause eines Arztes zu Besuch.

Zwei- oder dreimal noch traf ich in der nächsten Zeit Margarete wieder, und abermals hatten die Begegnungen dieselben Folgen. Sie anzureden, ihr etwas zu sagen, gelang mir nicht. Inzwischen waren drei Wochen vergangen, und während ich mein stilles, geheimes Leben mit dem fremden Mädchen weiterlebte, setzte ich auch das altvertraute Leben mit den Freunden fort. Mein Geheimnis zu hüten fiel mir jetzt nicht mehr schwer, denn das, was ich als Liebe empfand und was auch eine große und reine Liebe war, war tief in mein Herz, in mein ganzes Dasein eingewurzelt. Sie ruhte in mir und erfüllte mich wie ein schöner, beglückender Traum. Aber eben nur wie ein Traum. Zweimal begegneten wir drei Freunde Margarete, und ich bemerkte, wie auch Richard und Karl an ihr Gefallen fanden. Sie sprachen von ihrer außerordentlichen Schönheit und versuchten sich und mir zu umschreiben, was das Besondere dieser Schönheit sei. Ich war schweigsam, ich konnte nicht mitreden. Die Freunde wollten mich necken, ich erwiderte jedoch ebenfalls mit Neckereien. Indessen war diese Begegnung bald vergessen, und wir hingen wieder unseren alten Knabengedanken nach.

Wochen vergingen, und plötzlich standen die gro-

ßen Ferien vor der Tür. Ich fuhr nach Hause, und auch Richard verließ die Stadt. Karl, dessen Eltern im Städtchen wohnten, blieb während der Ferien zu Hause. Meine Eltern reisten ins Gebirge, und ich durfte, ich mußte sie begleiten. Wir verlebten sehr schöne Sommertage, und während dieser Zeit führte ich ein merkwürdiges Tagebuch, in dem ich alles, was ich täglich unternahm und sah, was ich erlebte und dachte, aufschrieb. Dieses Tagebuch führte ich für Margarete. Was ich ihr nie zu sagen gewagt hätte, das schrieb ich hier auf weiße Blätter nieder, die ich scheu vor den Eltern verbarg. Hier in der Einsamkeit des Gebirgsdorfes, in dem zwar zahlreiche Sommergäste weilten, unter denen ich aber trotzdem einsam blieb, hier vollendete sich meine Liebe. Wenn ich täglich um Margarete gewesen wäre, wenn sie mich auf all den Spaziergängen begleitet hätte, wenn wir dabei über die Blumen und die Menschen, über das Leben und die Liebe miteinander gesprochen hätten, wir hätten uns nicht näherkommen können als ich ihr nun kam, da ich in Gedanken mit ihr lebte und dieses Leben in meinen Blättern festhielt.

Ob ich glücklich war, werdet ihr fragen.

Ich war sehr glücklich, und die Sehnsucht, die mich nach der unmittelbaren wachen Gegenwart Margaretes erfüllte, war so schön und so schmerzlich zugleich, daß ich sie nicht als Leid, sondern nur als die Grenze meines Glücks empfand. Ich kann das, was ich erlebte, nur mit dem Aufklingen einer sehr zarten, schmerzlich-schönen Musik vergleichen.

Damals in jenem Dorf in den Alpen trat mir eines Abends, während wir in der Dämmerung einen schmalen Fußpfad bergaufwärts wanderten und der volle Mond unwahrscheinlich groß im Osten über die Berge emporstieg, der seltsame, für einen Jüngling ferne Gedanke ins Bewußtsein: dieses Mädchen wird deine Frau sein, sie und keine andere! Und dieser Gedanke oder das, was ich nun einen Gedanken nenne, es kann auch ein Gefühl oder eine Vision gewesen sein, senkte sich tief in meine Seele, so tief, daß ich ruhig und still bei ihm wurde und alle unruhige und schmerzliche Leidenschaft in mir schwieg.

Damals konnte ich das Ende der Ferien kaum erwarten, und als endlich der Tag der Rückreise herankam, erfüllte mich eine grenzenlose Seligkeit und Beglückung. Ich hatte das Gefühl, mich trügen Flügel dem Ziel meiner Reise zu. Die Blätter meines Tagebuchs, die ich in meinem Koffer hatte, waren es, die mir dieses Gefühl verliehen.

Kaum war ich in meiner Pension angekommen, ich

hatte nur rasch die Wirtin begrüßt, eilte ich wieder in die Nacht hinaus, angeblich um meinen Freund Karl aufzusuchen; in Wahrheit aber, um dorthin zu eilen, wo Margarete wohnte. Vor den Ferien wäre mir dies nicht in den Sinn gekommen, ja ich hätte dazu gar nicht den Mut gehabt; jetzt war ich völlig verwandelt. Es mußten die Blätter sein, die ich in meiner Tasche trug, die mir diese merkwürdige Kraft, diesen stummen Befehl geben konnten. Diese Blätter, in denen sie und ich lebte, in denen unser gemeinsames, von mir erträumtes Leben Wirklichkeit war. Ich kam an das Arzthaus, schritt daran vorüber, kehrte wieder zurück, wiederholte das zwei-, dreimal. Doch als ich eben zurückgehen wollte, bemerkte ich, wie zwei Gestalten eng aneinandergeschmiegt auf das Haus zukamen. Ich schritt in das Dunkel zurück, weil ich mich jetzt plötzlich schämte, vor dem fremden Hause zu stehen. Die beiden Gestalten aber hielten vor dem Hause an. Ich erkannte sie beide, es waren Margarete und Karl. Ich wollte das nicht glauben, ich wollte mich selbst täuschen. Aber ich hörte Karls Stimme, ich sah einen Augenblick lang das Antlitz Margaretes im Licht einer Straßenlaterne aufleuchten. Ich war Zeuge, wie die beiden in zärtlichen Formen voneinander Abschied nahmen, ich hörte, wie das eiserne Tor des Gartens ins Schloß fiel, wie die Haustür auf- und wieder zugeschlossen wurde. Ich sah, wie mein Freund langsam im Dunkel verschwand und wie gleichzeitig in Margaretes Zimmer ein Licht entzündet wurde. Das Mädchen erschien am offenen Fenster, und Karl hob langsam und fast feierlich die Hand zum Abschiedsgruß. Dann verlöschte das Licht im Zimmer wieder, und Karls Schritte verloren sich in der Ferne. Ich aber stand noch immer wie angewurzelt und hielt meine Hand in der Tasche um die Blätter des Tagebuchs geschlossen. Ich wußte nicht, was mir geschehen war. Noch fühlte ich die schöne, große Seligkeit, die mich am späten Nachmittag auf der Herfahrt erfüllt hatte, doch fühlte ich auch, daß ich aus dieser Traumseligkeit herausgestürzt war und am Boden der Wirklichkeit lag wie eine Pflanze, die vom Gesims eines Hauses auf die Straße fiel.

Ich sah wieder die Geliebte und sah den Freund, der mir nach meinen Eltern der nächste Mensch war, und nun zerbrach etwas in mir jäh und plötzlich. Ich spürte einen nie zuvor empfundenen Schmerz in meiner Brust, so wie ich vor wenigen Stunden noch ein nie zuvor erlebtes Glücksgefühl empfunden hatte. Beides mischte sich ineinander, jenes Glücksgefühl entsprach einer ferne entwindenden Musik, dieses

Schmerzgefühl aber glich dem Niedersausen eines Steines, der mich getroffen hatte.

Zerschlagen und müde schlich ich nach Hause. Was am nächsten Tage geschehen sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Nach einer schlaflosen Nacht, während der ich von verwirrten Gefühlen hin- und hergerissen wurde, trat ich freudlos meinen Weg zur Schule an. Meine Freunde erwarteten mich, beide begrüßten mich in der alten herzlichen Weise, als sei nichts geschehen. Ich hatte mir vorgenommen, Karl sogleich zu erklären, daß wir, nachdem er mir mein Glück zerstört hatte, nichts mehr miteinander gemein hätten. Alle meine Vorsätze jedoch fielen hin, und ich fand auch fürs erste die Kraft, zu tun, als sei nichts geschehen.

Aber war denn überhaupt etwas geschehen? Wußte denn Margarete, daß ich sie liebte, wußte denn der Freund, daß er mir das Mädchen meiner Liebe geraubt hatte? War ich denn nicht selbst an all dem schuld, was mir widerfahren war? Fordert Liebe nicht, daß der Liebende sich auch zu seiner Liebe bekennt? Indessen aber zeigte es sich nach wenigen Tagen, daß unsere Freundschaft unter dem, was geschehen war, zerbrechen mußte. Die Kameraden sprachen über Karls Liebe zu dem schönen Mädchen, Margarete und Karl konnten und wollten ihr Geheimnis nicht verbergen. Er bat mich an einem schönen Septembertag zu einem Spaziergang, während dem er mir alles, was ihn erfüllte und bewegte, bekannte. Er tat dies auf eine Weise, die weit über sein Alter hinausging, und plötzlich war mir klar, wie zwischen diesem Bekenntnis und dem feierlichen Erheben des Armes in jener Nacht ein tiefer Zusammenhang bestand. Ich erfuhr nun auch mancherlei von dem Mädchen, dem meine Traumliebe gehört hatte und noch immer gehörte. Auch sie war reifer als andere Mädchen der Zeit, und sie war meines Freundes würdig. Karl sprach von all dem ruhig und voll einer inneren Beherrschtheit, als erzählte er eine Geschichte, die irgendwo geschehen war. Ich hörte zunächst ganz ruhig zu, als ginge mich all das gar nichts an. Aber plötzlich brach das andere, das Fremde aus mir heraus, Tränen quollen mir aus den Augen, ich zitterte, mein Herz schlug laut. Karl fragte, was mir fehle. Ich schwieg. Er schwieg auch. So wanderten wir weiter, bis ich ihm sagte, daß es nun am Ende sei mit unserer Freundschaft, ihn stehen ließ und sinnlos, von der fremden Gewalt in mir getrieben, zurücklief. Karl wollte mir nacheilen, ich aber stieß ihn zornig von mir. Ich sah noch sein verzweifelter Gesicht, sah, wie er hilflos die Arme ins Leere streckte, dann lief ich zurück.

Auf meinem Zimmer warf ich mich auf das Bett und weinte bitterlich. Es war mir, als sei alles, aber auch wirklich alles in mir zusammengebrochen, als sei mein Leben ganz sinnlos geworden, und es warte nun der Tod auf mich.

Am Abend dieses Tages überreichte mir meine Wirtin ein kleines Päckchen, das die Post für mich gebracht hatte. Es kam von meinem Vater und enthielt ein Buch, Goethe, „Faust“, erster Teil, dazu einen Brief, in dem mein Vater davon sprach, daß er während unseres Aufenthaltes im Gebirge durch unsere Gespräche die Überzeugung gewonnen habe, daß ich für dieses Buch, das ihm von allen Büchern das erste und wichtigste sei, reif geworden sei.

Ich las die Worte meines Vaters zwei-, dreimal, und sie klangen mir anders als all seine bisherigen an mich gerichteten Briefe. Sie trafen mich in mein erschüttertes Herz. Ich las sie nicht nur, nein, ich spürte ihre Kraft, mir war, als ströme eine stärkende Medizin in meine Adern. Ganz langsam sanken sie in mich ein, während ich sie immer wieder las. „Es wird eine Stunde in Deinem Leben kommen, in der Dir dieses Buch alles bedeutet. Ich kann nicht wissen, wann diese Stunde da ist, aber das Buch soll in Deinen Händen sein, wenn es nötig ist.“

Ich legte mich am Abend früh zu Bett und schlief, da ich körperlich sehr müde war, bald ein. Der nächste Tag war ein Sonntag, an dem ich schon früh, im Bett noch, zu lesen begann. Ich las Goethes „Faust“ zum erstenmal. Ich las dieses Gedicht wie ich nie zuvor und auch niemals nachher wieder ein Buch gelesen habe. Es wäre ein Irrtum, zu sagen, ich hätte es völlig verstanden, aber ich habe es erlebt und gefühlt. Die Größe dieser Dichtung und der Zauber, der dieses Buch durchweht, erfüllten mich.

Ich fühlte, wie mich ein Schauer durchlief, wie ich innerlich bewegt und erregt war und wie all das, was Goethe in dieser Dichtung sagt, mich, ganz allein mich anging. Ich spürte auch: diese Stunden kehren nie mehr wieder, sie sind einmalig und unvergänglich. So las ich Vers um Vers und Seite um Seite, und mir war jetzt wieder zumut wie vor Wochen, als ich in den Alpen das Tagebuch für Margarete schrieb. Ich war berauscht und wie von einem großen schönen Traum erfüllt. Mir war, als trügen mich Flügel weit über Raum und Zeit. Ich wußte, diesem Faust mußt du nachgehn, du mußt einen Weg suchen, der zu einem Kreuzweg führt, an dem du Faust wiederfindest.

Ich habe seitdem den „Faust“ noch oft wieder gelesen, er hat mir jedesmal etwas Neues, nie zuvor Erfahrenes gegeben. Aber jedesmal war auch dieses

Wunderbare der ersten Begegnung wieder in mir und um mich. Jedesmal spürte ich den dunkeltragenden Zauber von damals wieder. Es fällt mir schwer, heute über das, was ich damals erlebte, etwas Gültiges auszusagen. Ich kann nur sagen, daß ich die eigentümliche Atmosphäre, die Goethe jeder Szene seiner Dichtung verliehen hat, damals ganz nahe auf mich zukommen fühlte, und das Wunder einer ersten Begegnung, das ich eben in meiner Liebe zu Margarete erfahren hatte, erfuhr ich nun noch einmal in meiner Begegnung mit Faust. Wenn ich behauptete, daß er mir wie ein Bruder, wie ein Freund war, so sage ich nicht zuviel, und wenn ich sage, daß Gretchen, diese Gestalt Goethes, die der Margarete, welche ich liebte, in keiner Weise verwandt war, wenn ich sage, daß mir diese Gestalt damals ganz nahe kam, dann spreche ich aus, was ich erlebte.

Ich wurde krank und lag zehn Tage im Bett. Fieber überfiel mich, Kopfschmerzen quälten mich, ich war müde und elend, meine Glieder waren zerschlagen, mir war, als würde ich in diesen Schmerzen neu geboren. Immer wieder griff ich in guten Augenblicken zu meinem „Faust“. Ich las ihn jetzt nicht mehr, wie man ein Buch liest, Seite um Seite, ich blätterte immer wieder darin, las da und dort eine Szene, ein Gespräch, und nun fühlte ich mich immer mehr in diese Welt verwandelt. Wenn ich jetzt an Margarete und Karl dachte, dann waren sie mir sehr ferne, und die Liebe, die ich wie einen Traum erfahren hatte, die war zum wirklichen Traum geworden. Noch immer schmerzte mich der Verlust, aber ich ließ mich von diesem Schmerz nicht mehr verzehren, ja ich weiß heute, wie dieses Leid mich stark gemacht hat.

Langsam genas ich von meiner Krankheit, und als ich wieder zur Schule, zu den Kameraden zurückkehrte, war ich ein anderer. Die Kameraden fühlten das nicht, sie konnten ja nicht wissen, was ich erlebt hatte, sie ahnten nicht, daß ich eine erste, schmerzliche Begegnung mit der Welt des Ewig-Weiblichen hatte und konnten nicht wissen, daß ich den „Faust“ gelesen und damit an den Toren des Lebens gestanden, ja durch diese Tore in ein eigenes Leben eingetreten war.

Daß meine Freundschaft mit Karl zerbrochen war, das deuteten sie eben als die Folge einer Jugendliebe, so wie sie sie oft erlebten. Daß ich damals als junger Mensch von dem Hauch des Ewigen berührt wurde, das freilich begriff ich erst viel später, als ich sah, daß für mich kein Weg mehr offen war zur Frau, als ich erfuhr, daß ich allein durchs Leben gehen mußte. Ich bin damals der geworden, der ich heute

bin. Erste Begegnungen sind unwiderruflich. Ich habe noch zwei- oder dreimal den Weg zu Frauen gefunden, ich habe sie geliebt und wurde wieder geliebt, aber immer stand zwischen mir und ihnen eine wenn auch hauchdünne gläserne Wand, so daß ich allein war, wenn es um die letzten Dinge ging.

Wenige Jahre später brach der Weltkrieg aus. Karl kehrte nicht aus ihm zurück. Margaretes Spuren habe ich völlig verloren. Ich selbst habe das Exemplar des „Faust“, das mir mein Vater in einem so entscheidenden Augenblick meines Lebens in die Hände gegeben hatte, durch die vier Kriegsjahre in meinem Tornister getragen, ich habe das Buch unzählige Male vor mir liegen gehabt, um darin zu lesen. Immer stand dann der Augenblick der ersten Begegnung vor mir, und nicht nur vor mir, sondern er sank immer wieder tief in mich ein, und er ist bis heute nicht verblaßt. Es gibt Menschen, die können oder dürfen nicht vergessen, zu ihnen gehöre ich; es ist das eine schöne, aber freilich auch schmerzliche Gabe, man muß ein starkes Herz haben, um unter ihr nicht zu zerbrechen.“

Frühlingsbräuche von Alb und Donau

Der Altheimer Brezgamärkt

Von Angelika Bischoff-Luithlen

(nach Untersuchungen von Eugen Bischoff †)

Die Dörfer Altheim, Heuchlingen, Heldenfingen, Stubersheim, Gussenstadt, Waldhausen und Ballendorf mit dem Weiler Mehrstetten, die am Nordostrand des Kreises Ulm liegen, bilden einen Winkel, der eine Fundgrube für eine ganze Reihe von beachtenswerten Frühlingsbräuchen darstellt.

Die Ortschaften gruppieren sich rings um das Hungerbrunnental, ein Albtrockental, das bei Setzingen in das Lonetal mündet. Es hat seinen Namen von einer der seltsamen Naturerscheinungen, mit denen uns die zerklüftete karstähnliche Alb manchmal überrascht: die Quelle, der eigentliche Hungerbrunnen, fließt bei normaler Witterung unterirdisch dahin und tritt nur bei sehr starker und plötzlicher Schneeschmelze zutage. Das Laufen des Hungerbrunnens wird in der ganzen Gegend als schlechtes Omen angesehen; Mißernte, Hungerjahre, Not- und Kriegszeiten soll er weissagen (1939–1940 lief er). Die Ulmer Amtmänner in Altheim mußten Jahr für Jahr nach der Reichsstadt hineinmelden, ob die Quelle fließe oder nicht, und stets war der Meldung eine Bitte oder Danksagung

Hier endete Herbert. Es war eine Weile eine große Stille, die nur vom leisen Flüstern des Frühlingswindes, der durch die Blätter streifte, unterbrochen wurde. Keiner der Freunde wagte diese Stille zu stören, sie sahen sich mit einem Blicke an, aus dem ein tiefes Einverständnis sprach, sie wußten, es war ihnen etwas jenseits aller Worte Liegendes begegnet. Schließlich setzte sich der Hausherr im Gartensaal an den Flügel, um Joachim, der eine Sonate Mozarts spielte, zu begleiten. Nur die Töne der Musik vermochten es, eine Brücke zu schlagen hinüber in die Welt der Wirklichkeit und der Gegenwart. Sie schlugen aber nicht nur eine Brücke in die Wirklichkeit des Tages, sie verdichteten vielmehr auch die Atmosphäre, die durch die Frühlingslandschaft, die Erinnerungen, vor allem aber die Erzählung Herberts gebildet worden war.

Die Freunde sahen über die Landschaft hin, der sinkenden Sonne nach. Im abendlichen Himmel schwammen ein paar schmale Wolken, die schönen, goldschuppigen Fischen glichen.

an das Schicksal angefügt wie etwa die folgende: „... daß Gott in seyner Güte uns dieses Jahr verschonen wolle, dieweyl der Hungerbrunnen trocken sey.“

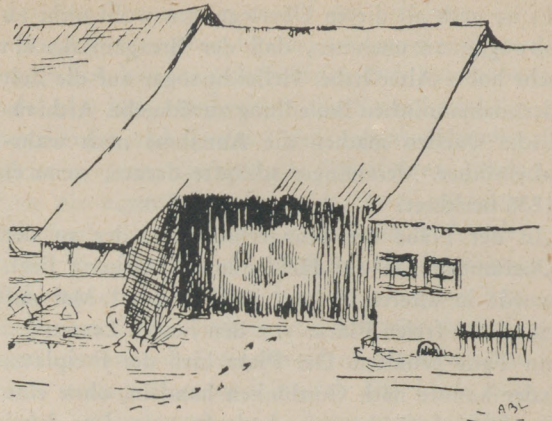
Geschichtlich hat es sich bei dieser Gruppe von Dörfern, nachweisbar bis etwa ins 12. Jahrhundert zurück, um ein Grenzgebiet gehandelt. Altheim, wahrscheinlich das älteste, war mit den ihm zugeordneten Siedlungen Weidenstetten, Ballendorf und Mehrstetten von den Grafen von Dillingen vermutlich an das Kloster Anhausen gekommen, während die Ortschaften jenseits des Hungerbrunnentales zum Kloster Kaisheim (bei Donauwörth) gehörten. Die Grenzlinie im Tal blieb unter den sich folgenden Herrschaften jeweils erhalten; zuerst trennte es die werdenbergische von der helfensteinischen Grafschaft, dann Württemberg (Herrschaft Heidenheim) vom Gebiet der Reichsstadt Ulm und heute noch die Kreise Ulm und Heidenheim.

Vorgeschichtlich ragt diese Gegend, wenn man die Grenzen etwas weiter zieht, durch drei bedeutende Fundstätten hervor: die Bocksteinhöhle, das Fohlenhaus und den Vogelherd bei Stetten im Lonetal. Ein Gebiet mit solchen Vorbedingungen bildet naturgemäß auch für den Brauchtumsforscher einen fruchtbaren Boden; die natürlichen Voraussetzungen für ein reiches Brauchtum sind gegeben.

Da ist zunächst hauptsächlich der „Altemer (Alt-heimer) Brezgamärkt“. Er findet heute noch alljährlich am Palmsonntag an der Quelle des Hungerbrunnens statt und wird bei schönem Wetter von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften zahlreich besucht. Da schönes Wetter am Palmsonntag nicht selbstverständlich ist, fällt der Markt oft jahrelang aus; er wird aber dann in schönen Jahren um so eifriger gehalten. Man glaubt es kaum, wie viele Leute dabei in diese einsame Gegend kommen und welche Entfernungen sie zurücklegen; zu Fuß, zu Rad, per Wagen und Auto kommen die Besucher – an die tausend Köpfe wurden schon gezählt –, unterhalten und begrüßen sich, kaufen Brezeln an den 2–3 vorhandenen Ständen, tauschen sie aus und verzehren sie – kurz, es entwickelt sich ein lustiges Treiben, man singt, und auch Instrumente sind dabei.

Die Bezeichnung „Markt“ erscheint auf den ersten Blick nicht gerechtfertigt. Schon der einsam gelegene Platz will für einen Markt nicht recht geeignet sein, und die Abhängigkeit von der Witterung ließ seit lange die Verlegung in ein Dorf erwarten. Es wurde aber nie ein Versuch gemacht, den Platz zu ändern. Außerdem spielt der Handel, der doch sonst auf bauerlichen Märkten von großer Bedeutung ist, hier kaum eine Rolle. Die einzige Ware sind die Palmbrezeln in verschiedener Größe, die von einigen Bäckern verkauft werden. Hauptsächlich die jungen Leute sind die Käufer, und das bringt uns auf die Vermutung, daß es sich hier einmal um ein Frühlingstreffen der Jungen nach dem harten Winter gehandelt habe, um ein Wiederbegrüßen und Besehen, um einen Heiratsmarkt im eigentlichen Sinn.

Daß man gerade Brezeln handelt, mag von Bedeutung sein. Als Liebeszeichen spielt dieses Gebäck mit seiner sonderbaren Form ja auch in vielen anderen Bräuchen eine Rolle. Auf der Münsinger und Blaubeurer Alb zum Beispiel werden in der Nacht zum Palmsonntag übergroße Brezeln an die Staldeltore gemalt; es ist der junge Mann, der auf diese Weise dem Mädchen seine Gefühle kundtut. (Wie bei fast allen Bräuchen gibt es auch hier neben der schönen und in Ehren gehaltenen Form eine „Schandbrezel“, die dann mehr die Form eines durch Götz von Berlichingen bekannt gewordenen Körperteils hat und unbeliebten oder verschrieenen Weiblichkeiten ans Tor gemalt wird. Diese Art Brezel wird von der Betroffenen natürlich so schnell wie möglich wieder abgewaschen, während die schöne Brezel das Jahr über stehen bleibt, bis oft



eine zweite und dritte hinzukommt.) Aus dem Ulmer Winkel, einer bayerischen Dorfgruppe um Ulm herum, kennen wir heute noch den „Schneller“ mit eingeflochtenen roten Bändchen als Liebesgabe, eine der Brezel ganz ähnliche Gebäckform und wieder vom Burschen seinem Mädchen als stumme Liebeserklärung verehrt.

Aus der Runenforschung ist uns die Odilrune bekannt, die Doppelsonne oder Doppelschleife, die als Liebesymbol in der Volkskunst oft vorkommt. Geläufig ist sie uns heutzutage als Zeichen für die Verheiratung auf dem Standesamt und als Zeichen für unendlich in der Mathematik; auch die Sitte der Eheringe als getrennte Doppelsonne mag darauf zurückgehen. Über die Entstehung der Brezel kennen wir noch jene Legende, wonach ein Graf einem angeklagten Bäcker das Leben schenken wollte, wenn er imstande sei, ein Brot zu backen, durch das dreimal die Sonne scheine. Auch hier wieder der Hinweis auf die Sonne! Auf der Alb wird die Dreigeschlossenheit der Brezel auch scherzhaft auf die Dreiheit Mann-Frau-Kind bezogen. Am klarsten geht die volkstümliche Deutung der Brezel auch für den Markt im Hungerbrunnental aus gelegentlich aufgeschnappten Äußerungen betagter Bauer hervor; so fragte ein Alter eine ebenfalls nicht mehr junge Bäuerin im Spaß: „Soll i dir au no e Brezg' kaufa?“ Das will wohl heißen, daß dies eine Sache der Jugend sein sollte. Endlich sagt man auf der Münsinger Alb, wenn junge Leute zusammen ein bißchen Dummheiten machen: „Was hent'r denn heut für en Brezgamärkt?“ und wenn in derselben Gegend die Jungen ein Fest feiern, das keinen andern Anlaß als den des Zusammenseinwollens hat, heißen sie es heute noch: „Brezgafescht“, selbst dann, wenn gar keine Brezeln mehr dabei gegessen werden.

Es ist nach all diesen Überlegungen wohl nicht zu abwegig, anzunehmen, daß der Brezgamärkt ein sehr hohes Alter habe, vielleicht sogar auf die Zeit der alamannischen Besiedlung zurückgehe. Archivalische Quellen machen die Annahme noch wahrscheinlicher. Memminger schöpfte daraus, wenn er 1836 berichtet:

„In der Nähe des Hungerbrunnens, der an der Oberamtsgrenze auf Heldenfinger Markung liegt, wurde in älteren Zeiten, jährlich am 1. Mai auf einem ... freien Platze von den jungen Leuten ... ein Tanz gehalten. Der Platz hieß der Freiplatz; jeder konnte nach Gutdünken handeln, ohne eine Strafe zu befürchten, auch durfte von dem dabei genossenen Getränke kein Umgeld entrichtet werden. Ulm übte dabei die Territorialgerichtsbarkeit aus, und der Amtmann von Altheim mußte jedesmal auf dem Platze zugegen seyn und vom Verlauf des Tages Bericht erstatten. Um der Unordnungen willen, welche dabei vorkamen, fand sich der Rath zu Ulm zu mehrfältigen Beschränkungen veranlaßt, bis endlich der Tanz in der Mitte des letzten Jahrhunderts ganz aufhörte.“

Es handelte sich hier also früher um einen Tanz und um den 1. Mai als Termin; wir möchten aber vermuten, daß unser Brezgamärkt mit diesem Freitanz zusammenhängt. Eine kleine Auswahl von Stellen aus den Ulmer Ratsprotokollen schafft weitere Klarheit über die Vergangenheit.

1533 wird der Hungerbrunnentanz zum erstenmal erwähnt, und zwar mit der Beifügung, daß er seit langem schon bestanden habe. An der Quelle war ein Platz ausgesteckt, 40 Schuh lang und 30 Schuh breit, die Ecken waren mit vier württembergischen und vier ulmischen Grenzsteinen bezeichnet. Dreimal fand jedes Jahr der Tanz statt, an den drei Feier- und Sonntagen von Ostersonntag ab.

1637 wird „wegen der Zeitläuffte“ der Tanz verboten (das Verbot wurde aber nicht beachtet).

1641 wird das Wehretragen beim Tanz verboten (wegen immer wieder vorkommender Händel).

1688 starkes Fließen des Brunnens und Tanz.

1692 Soldatenwerber beim Tanz anwesend.

1705 Tanz auf den 1. Mai verlegt (!).

1713 wieder Tanz auf dem „versteinen“ Platz (zwei Grenzsteine durch starkes Fließen des Brunnens abhanden gekommen).

1725 Württemberg verbietet den Tanz. Die Ulmer halten trotzdem daran fest und der württembergische Schultheiß Bosch von Heldenfingen

hat seinen Knecht mit Spielleuten trotzdem zum Tanz mitbeordnet (wird bestraft).

Bei weiterem Suchen nach Quellen für unseren Brezgamärkt stoßen wir plötzlich auf einen anderen Brauch, der ganz in der Nähe des Hungerbrunnens, auf dem Hof Mehrstetten, genannt Schäfhof, geübt wurde. Memminger schreibt hierüber: „Nach dem Rathsprtokoll von 1700, 19. Mai, fand jährlich am Pfingstmontage ein Wettrennen lediger Bursche statt, das gleich dem Tanz im Hungerbrunner Thal in der Folge abgeschafft wurde. Es heißt: ‚wegen des Mörstetter Käsereuthens, da die Altheimer, Ballendorfer und Heuchlinger Roßbuben von unfürdenklichen Jahren her, um einen Käs, den der Mörstetter Bauer ihnen dazu geben muß, in die Wett reuthen, ist die Vergünstigung zu ertheilen, daß solches Wesen zwar nicht am Pfingstmontag, aber am Dienstag darauf vor dieses Jahr gleichwohl wieder vor sich gehen möge.“ Ein Eintrag vom 15. Februar 1753 im Ballendorfer Kirchenbuch lautet: „Das ärgerliche und gefährliche Lauffen und Wettreuthen der Roszbuben am Pfingstmontag nebst anderer damit verbundener Ungebühren, so damit verknüpft sind, bey befahren habender empfindlicher Ahndung und polizeimäßiger Straf wiederholt abgethan und verboth.“ – Dieser Brauch ist heute abgegangen, und auch ältere Leute in Altheim und Ballendorf erinnern sich nicht mehr daran. Jedoch heißt ein Weg, der vom Wald Oberhau nach Mehrstetten zu führt, noch jetzt der „Rennweg“ und ein Waldteil „am Rennweg“.

Außer diesem Brauch findet sich noch eine kurze Erwähnung eines anderen Freitanzes, der eine Stunde weit oberhalb des Hungerbrunnens abgehalten wurde. Es handelt sich hier um den Bahnholztanz im Sackental zwischen Bräunisheim und Gussenstadt (von diesem berichtet Georg Thierer in seiner Ortsgeschichte von Gussenstadt).

Was wir von unseren alamannischen Vorfahren über die Gestaltung ihrer Feste wissen, ist nicht allzuviel, aber einige Anhaltspunkte haben wir doch, die uns im Zusammenhang mit den beschriebenen Bräuchen zu denken geben. Bei der Besiedelung der Albdörfer spielte stets die Wasserstelle die Hauptrolle; Brunnen wurden heilig gehalten; dafür haben wir in Volksmythologie und Kindermärchen unzählige Beispiele. Sollte nicht eine so seltsame Quelle wie der Hungerbrunnen Anlaß zu besonderer Verehrung gewesen sein? Sollte nicht der spätere „Freiplatz“ bei diesem Brunnen einst eine Kultstätte gewesen sein? Wir wissen von germanischen Frühlingsstänzen, verbunden mit Wettspielen; wir lernten

die Brezel als Liebeszeichen kennen; wir wissen, daß der Mai bei unseren Vorfahren der Heiratsmonat war (vgl. viele Volkslieder), und wir ahnen aus der Hartnäckigkeit, mit welcher die Dörfergemeinschaften des nachweisbar seit dem 12. Jahrhundert durch eine Grenze getrennten Gebietes trotz aller Verbote zusammenkamen, daß es sich wahrscheinlich doch um Bräuche handelt, die schon vor dieser Grenzziehung bestanden haben. Grenzen trennen – Feste verbinden! Denken wir ferner an die ungeheuer konservative Art unserer Albbevölkerung, an ihr zähes Festhalten am Althergebrachten, an die einsame Lage der Dörfer, in welchen der ursprüngliche Volkscharakter durch Mischung von außen her kaum beeinträchtigt wurde –, so drängt sich uns doch mit aller Macht die Vermutung auf, daß wir bei den Frühlingsbräuchen auf der Ulmer Alb wirklich auf Spuren ältesten Brauchtums gestoßen sind.

Der Latz – ein Pfingstbrauch im Donautal

Von † Erika Kohler

Weit über unsern engern Heimatraum hinaus ist der Frühlingsbrauch bekannt, bei dem eine in Laub oder Tannenreis, in Schilf oder Stroh gehüllte Gestalt durchs Dorf geführt wird, und die Begleiter von Haus zu Haus Gaben heischen. Wohl weiß man von der einstigen Verbreitung des Brauchs auf der Alb, um die Donau und im Schwarzwald; man weiß aber kaum, daß in einzelnen Orten noch heute das Frühlingsfest mit dem Latz, oder wie er sonst heißen mag, gefeiert wird.

Solch inselartiges Dasein führt der Brauch in dem stillen Untermarchtal, das von beiden Ufern der Donau aufsteigt. Dort begegnet man am Pfingstmontag dem Latzumzug, den die oberste Schulklasse pflegt. Obwohl er keine urtümlichen Einzelzüge erhalten konnte, sondern zum sinnentleerten Heischegang herabgesunken ist, wird er von den Erwachsenen gerne geduldet. Die Pfingstgestalt gleicht einem wandelnden Kegel. Ein aus Stäben gefertigtes kegelförmiges Gestell hüllen die Jungen in eine Lage Stroh, die sie mit Tannenreis sorgfältig decken. Den so eingekleideten Kegel schmückten sie 1948 mit Fliederkränzen und zierten die Spitze mit einem großen Blumenstrauß. Nach dieser Vermummung ist die Versinnlichung des Winters und des Sommers in eine Brauchgestalt zusammengefallen. Für den Latzmann schneiden sie in Kopfhöhe ein viereckiges Schloch, damit er sicher gehe. Er schlüpft von unten

in das Gestell und trägt es auf den Schultern. Da das lange Umhergehen in dem grünen Kegel anstrengend ist, kann nur ein kräftiger Bub Latzmann werden. Im Helm und mit wilder Kriegsbemalung gehen Läufer und Trabant den gabenheischenden Begleitern voran. Sie sind die Wortführer. Ihnen folgen die eigentlichen Sammler, zwei mit dem Henkelkorb für Eier, zwei Bäcker mit Mehlsäckchen im Waschkorb und zwei Schmalzhafenträger. Erst hinter diesen schreitet der Latz, umgeben von peitschenbewehrten, früher mit Schwertern bewaffneten Latzmannbuben, die ihn streng bewachen. Am Schluß trotten Hexe und Teufel. Die Hexe mit langem Strohschwanz und Besen war ehemals stumm; sie besaß das Stehlrecht und verlegte sich, während die Bäurin die Gaben austeilte, aufs Dieben in Küche und Keller. Der Teufel mit der Mistgabel tritt erst im 20. Jahrhundert auf. Wenn der Zug, der sich von dem einen Ende des Ortes aus von Hof zu Hof bewegt, anhält, bleibt der Latz im Schutze seiner Buben stehen, die keinen Zuschauer nahe herankommen lassen und vor allem die Mädchen abwehren; denn niemand soll wissen, wer der Darsteller ist. Die Sammler aber eilen an die Haustüren, leiern ihre Sprüche ab und erhalten je nach der Art der Hausbewohner reichliche oder spärliche Gaben in Körbe und Topf, wozu Hexe und Teufel ihren billigen Unfug treiben. Die zentrale Gestalt bleibt also bei der Heischehandlung stets im Hintergrund: der Latz tanzt nicht, noch bedankt er sich für die Geschenke durch Verbeugungen.

Für die Bedeutung des Geschehens geben auch die Sprüche keinen Anhaltspunkt. Zwei ein gutes Menschenalter auseinanderliegende Fassungen stelle ich parallel. Sie mögen den Wandel des Spruchguts veranschaulichen. Die ältere Fassung lieferte der Altbäcker Pfundel aus Untermarchtal, der 1879 in der Oberklasse saß und beim Latzumzug mitwirkte.

Läufer

1949

Ich bin der Läufer, geh voraus
und halte an vor jedem Haus,
wollt ihr das Sprechen hören,
oder wollt ihr es verwehren? –
Da zog der Herr den Beutel raus,
gleich 30, 40 Mark heraus.
30, 40 Mark ist viel zu viel,
3 bis 4 Mark ist das rechte Ziel.
Holla, holla!

Ich bin der Läufer und lauf voraus
und sprich voran an jedem Haus,
das Sprechen könnt ihr mir nicht verwehren.
Kommt her, ihr Latzmannbuben,
sprechet eure Sprüche deutlich,
deutlich ist nicht genug,
courage, courage gehört auch dazu! –
Der Herr, er zieht den Beutel heraus,
er zieht eine Mark, drei, vier heraus.
Eine Mark, drei, vier ist viel zu viel,
eine Zehntelsmark ist das rechte Ziel.
Holla!

Trabant

1949

Ich bin dem Latzmann sein Trabant,
hab fünf Finger an jeder Hand,
den Säbel an der Seite.
Kommt einer her und streit mit mir,
den schlag ich nieder wie ein Stier.
Viele haben sich aufgemacht,
ich hab mir nichts daraus gemacht,
zog mein Schwert aus der Scheide,
hau rum und num,
in einer Viertelstunde 300 000 Mann.
Im Blut bin ich gestanden bis unter d' Ärm,
wenn ich hätt net so gut klimma und schwimma
könnä,
da wäre em Blut versoffa. –
Wisset ihr au was?
Courage ha i ghett wie a Has.
Holla, holla!

1879

Ich bin dem Latzmann sein Trabant,
hab fünf Finger an jeder Hand,
heut oder morgen muß ich mit dem Franzosen
streiten,
der Franzos hat sich schon aufgemacht,
darüber hab ich nur gelacht.
Viele haben sich aufgemacht,
ich hab mir nichts daraus gemacht,
zog mein Schwert aus der Scheide,
hau rum, hau num,
hau 25 000 auf einmal nieder.
Im Blut bin ich gestanden bis unter d' Ärm,
wenn ich hätt net so gut klimma und schwimma
könnä,
da wäre em Blut versoffa. –

Eiersammler

Weiber, Weiber, Eier raus,
oder i laß da Marder ins Hennehaus
Eier, Eier, is nicht genug,
Schmalz und Mehl gehört auch dazu.
Holla, holla!

Bäcker

I bin en Bäck (oder) I bin en armer Bäck,
hau weder Mehl no Säck,
hau weder Roß no Waga,
muß mit der Katz in d' Mühle fahra.

Schmalzhafenträger

1949

Schmalzhafa, Schmalzhafa, blinde Scher,
mei Hafa ist no ziemlich leer,
drum möcht i d' Hausfrau bitta,
a Pfunda dreie, viere in mein Hafa neiz'schütta.
Holla, holla!

1879

Mei Hafa ist no ziemlich leer,
drum möcht i d' Hausfrau bitta,
a Pfunda zehne in mein Hafa neiz'schütta.
Holla!

Hexe

Ich bin a Hex von hintafür
und freß an alte Stubatür,
i freß da Schneider samt der Scher,
mei Maga ist no ziemlich leer.
Holla, holla!

Teufel

Mei Vater und mei Mutter hent gmeint,
i sei scho lang verdammt.
drweiltscht bin i der best Ma auf der ganze Welt.
Holla, holla!

Am späten Nachmittag, wenn alle Häuser besucht
worden sind, bereitet eine Bäurin oder Wirtin aus
den gesammelten Gaben das Mahl, das alle Mit-
spieler sich gut munden lassen. Im Dorf aber
heißt's: der Latz war schön.
Da für eine ausführlichere Darstellung des Pfingst-
brauchs der Raum nicht ausreicht, mögen einige Hin-
weise den Latzumzug in die heimische Brauch-
geschichte einordnen. Schon in der zweiten Hälfte
des 19. Jahrhunderts war der Brauch nur noch in
einzelnen Gemeinden, die sich über das ganze schwä-
bische Land verteilten, lebendig geblieben. Er wurde
in zwei Formen geübt: von den älteren Jahrgängen

zu Pferde, von den jüngeren zu Fuß. Auch in Untermarchtal war der Latz vergessen worden, bis ihn ein heimatliebender Munderkinger nach dem ersten Weltkrieg wieder einführte, wenn auch in vereinfachter Art. Zur Zeit des alten Pfundel spielte ein Lanzenträger mit, der eine balladenartige Strophe aufsagte, die die frühere Bedeutung ahnen läßt:

Die drei Pfingstfeiertage sind gekommen,
der Herr und die Frau, sie wollten spazierenreiten,
ins nahe Feld, ins weite Schloß,
die Buben, die Buben, sie nahmen das beste Roß,
sie ritten die Brücke in den Boden hinein,
ach, was wollen wir machen?

Wir wollen sie bedecken mit schön Mehl und Wecken.
Holla!

Ebenso war in Hütten, Kreis Münsingen, der Brauch bis zur Jahrhundertwende im Gange, und die Art des Umzugs war vollständiger als in Untermarchtal. Dem seiner ursprünglichen Rolle beraubten Läufer entsprach dort der Fahnenträger, der mit dem „Maien“ ging, „einem frischgrünen Bäumchen mit Bändeln und Schellen behängt“. Ihm folgte der Latz in einer Strohvermummung. Es traten also dort sinngemäß nebeneinander die sommerbringende und die winterliche Gestalt auf. Die Worte des Fahnenträgers: „... die Bauern wollen mir den Latzmann verbieten, ich will ihnen kein Vieh und kein Rößlein mehr hüten ...“ deuten auf frühere

Träger: es war eine alte Sitte – so bezeugen kirchliche und städtische Protokolle aus dem 18. Jahrhundert – daß die Roßbuben oder andere Hütungen zu Pfingsten ein Fest feierten. In Kampfspielen und Wettritten maßen sie ihre Kräfte, und am Abend vergnügten sie sich beim Mahle und Tanz. Daß sie dafür bei ihren Dienstherrn Gaben sammelten, liegt nahe. So verabschiedeten sie den Winter und begrüßten mit dem Sommer das neue Hütjahr. Die sinnbildliche Darstellung von Sommer und Winter ist zwar archivalisch bisher nicht bezeugt. Deshalb bleibt ungewiß, ob der Tüchtigste Latz sein durfte, oder ob der Letzte dazu ausersehen war.

Als die Hütungen keine berufliche Gemeinschaft mehr bildeten, und das wird in den kleinbäuerlichen Gebieten schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen sein, ging das Frühlingspiel auf eine andere Knabengemeinschaft, die obere Schulklasse, über, die zur Entlassung kam. Im Leben dieser Träger brachte aber das Nahen des Frühlings keinen so entscheidenden Jahreseinschnitt wie bei den Hütungen; so sank die Bedeutung des Brauchs, und er erlosch allmählich. Was in der Gegenwart lebt, sind Trümmerformen eines einst weit verbreiteten Frühlingsbrauchs, dem wohl die natürliche Lebensgrundlage verloren ging, der aber, wie der Latzumzug in Untermarchtal zeigt, noch lebensfähig ist.

Oberschwaben im Jahrhundert des Friedens

Von Karl Otto Müller

Auf älteren Karten erstreckt sich „Suevia Superior“, Oberschwaben, bis in die Gegend um Augsburg und zum Lech. Ihr entspricht als „Suevia inferior“, Niederschwaben, das heute württembergische Unterland vom oberen Neckar bis zum Ries. Die Bezeichnungen erinnern an die Zeit, da König Rudolf von Habsburg das durch das Aussterben der Staufer ans Reich gefallene Herzogtum Schwaben in eine Landvogtei Oberschwaben, eine Landvogtei Niederschwaben und eine kleinere Landvogtei Augsburg (= Ostschwaben) teilte. Während aus weiten Teilen dieser Landvogtei Niederschwaben sich im Laufe der Jahrhunderte die Grafschaft und das Herzogtum Württemberg entwickelte, blieb Oberschwaben ohne den Kern eines solchen die übrigen politischen Bildungen überragenden Territoriums. Von dem

Gebiet der habsburgischen Landvogtei Oberschwaben blieb durch Verpfändungen und Verkäufe bis zum 18. Jahrhundert nur ein in drei Teile zerstückeltes Herrschaftsgebiet übrig. Dagegen zählte bis zum Ende des alten Reiches auch fast das ganze Ostschwaben zwischen Iller und Lech zum Schwäbischen Reichskreis, wodurch ohne weiteres enge Beziehungen zwischen den oberschwäbischen Gebieten rechts und links der Iller gegeben waren. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts entstand hier die starre Grenze zwischen „Oberschwaben“ im engeren Sinne diesseits der Iller und „Ostschwaben“. Fast die Hälfte dieses ostschwäbischen Landes nahm das Gebiet des Fürstbistums Augsburg und der Fürstabtei Kempten ein, während im nördlichen Teil die habsburgische Markgrafschaft Burgau, durchbrochen von kleineren herrschaftlichen und klösterlichen Gebieten den Vorrang hatte. Südlich der Donau gehörten in Ostschwaben an Bedeutung vor dem 19. Jahrhundert nur die Herrschaft Hohenschwangau (seit 1576), die Herrschaft Mindelheim

(seit 1617 mit Unterbrechungen) sowie die Herrschaft Illertissen (seit 1756) zu Bayern.

Wir beschränken uns im folgenden auf das Land Oberschwaben im engeren Sinne, begrenzt durch Donau, Iller und Bodensee. Dabei dürfte im Gegensatz zur reißenden Iller in der Gegend der Donaustädte Riedlingen, Ehingen, Munderkingen weniger die Donau selbst als der Albrand als Grenze der oberschwäbischen Landschaft festgestellt werden. Als Westgrenze Oberschwabens wurde noch im 18. Jahrhundert offenbar der Hegau und die Landgrafschaft Nellenburg angesehen. Dies ist schon daraus zu entnehmen, daß die schwäbische Ritterschaft im Hegau mit derjenigen am Bodensee und im Allgäu sich zu einem Ritterkanton zusammengeschlossen hatte. Die österreichische Landgrafschaft Nellenburg mit dem Verwaltungssitz in Stockach war ein Gegenstück zu dem Oberamt der österreichischen Landvogtei Schwaben mit dem Amtssitz in Altdorf (heute Weingarten). Beide waren verwaltungsmäßig dem Oberamt der Markgrafschaft Burgau in Ostschwaben (Amtssitz Günzburg) und dem Oberamt der oberen und niederen Grafschaft Hohenberg (Amtssitz Rottenburg a. N.) gleichgeordnet und bildeten die vorderösterreichischen Lande in Schwaben. Seit der Zerschneidung dieser politischen Bande zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollzog sich unmerklich durch die neuen Besitzverhältnisse eine Zurückziehung der Westgrenze des Begriffs Oberschwaben auf die „Ablachlinie“ von Stockach über Meßkirch-Krauchenwies nach Scheer an der Donau, also dieselbe Erscheinung wie an der ursprünglichen Ostgrenze.

Zeitlich wird die Betrachtung auf die territorialen und politischen Kräfte in Oberschwaben im engeren Sinne „im Jahrhundert des Friedens“ begrenzt. Ich meine damit das 18. Jahrhundert, dieses glückliche Jahrhundert, in dem Oberschwaben seit dem Überfall Marschall Villars im Jahre 1707 auf Stuttgart und der Brandschatzung des schwäbischen Kreises bei diesem auch Oberschwaben bedrohenden Überfall keinen Einmarsch feindlicher Truppen mehr sah, bis im Verlaufe der französischen Revolutionskriege auch Oberschwaben seit Sommer 1796 unter den Durchmärschen und Besetzung durch feindliche Truppen erstmals wieder zu leiden hatte. Es sind also nahezu 90 Jahre, während deren sich ganz Oberschwaben völliger Friedensruhe zu erfreuen hatte. Weder der polnische Erbfolgekrieg (1733), der Österreichische Successionskrieg von 1741 ff., der Siebenjährige Krieg (1756–1763) und der bayrische Erbfolgekrieg 1778 störte wesentlich den

Frieden in den Gefilden Oberschwabens. Erst diese selten festgestellte Tatsache bietet den tiefsten Grund und die entscheidende Erklärung für den bewundernswerten künstlerischen Aufschwung, den Oberschwaben in seiner barocken Bautätigkeit in diesen glücklichen Friedensjahrzehnten erlebt hat.

Prüfen wir die politischen, territorialen Kräfte, die in dieser Landschaft Oberschwaben wirkten, so ist vorweg zu bemerken: Diejenigen, die sich über die territoriale Zersplitterung Oberschwabens beklagen und das einmalige politische Aufwaschen zu Anfang des 19. Jahrhunderts vorbehaltlos begrüßen, übersehen zwei Punkte: 1. Diese Umwälzung hat zahlreiche kulturelle Mittelpunkte in roher Weise zerstört und unwiederbringliche, unersetzbare Werte der Geisteswissenschaften und Künste vernichtet, denen das 19. und 20. Jahrhundert nichts Gleichwertiges mehr an die Stelle zu setzen hatte. 2. Die beklagte territoriale Zersplitterung ist am schlimmsten auf der farbigen Territorienkarte. Im politischen Leben aber ist jeder Reichsstand, jede kleine territoriale Herrschaft Teil eines größeren Ganzen, eines Bundes, eines Kollegiums, eines sogenannten Kantons (der Reichsritterschaft), wie noch zu zeigen sein wird.

Fünf Arten politisch-territorialer Kräfte bestimmten im wesentlichen das politische Leben im Oberschwaben des 18. Jahrhunderts: Die habsburgischen Kaiser bzw. die Kaiserin Maria Theresia (1740 bis 1780) als Herrscher über die vorderösterreichischen Lande, die Territorien der Fürsten und Grafen, die geistlichen Territorien (reichsunmittelbare Klöster und Stifter), die Reichsstädte und die Reichsritterschaft.

Von den vorderösterreichischen Landen entfallen nur die bereits oben aufgeführten Gebiete der Landvogtei Schwaben und der Landgrafschaft Nellenburg auf unsere Landschaft. Die Landvogtei zerfiel in eine obere Landvogtei um Altdorf und Ravensburg nebst den Freien auf der Leutkircher Heide im Amt Gebrazhofen und eine untere Landvogtei mit dem Gebiet zwischen Baidt, Bergatreute-Waldsee.

Die fünf unter österreichischer Landeshoheit stehenden Städte Mengen, Munderkingen, Riedlingen, Saulgau und Waldsee wurden unter dem Namen Donaustädte zusammengefaßt; sie gehörten ebenfalls zur Landvogtei. Der Amtssitz derselben war erst nach der Verbrennung der Burg ob Ravensburg im Dreißigjährigen Kriege nach Altdorf verlegt worden. Vorher war der Landvogt auf seinem Burgensitz über der Stadt Ravensburg ein oft un-

angenehm naher Nachbar der Reichsstadt, die ihm als Trutzturm den bekannten Mehlsackturn vor die Nase setzte. Die seit 1548 österreichische Landstadt Konstanz gehörte zu keinem österreichischen Oberamt, während Ehingen an der Donau zum Oberamt Burgau, Radolfzell und Stockach zum Oberamt Nellenburg gehörten. Das nördlichste Zubehör der Landvogtei war die schon nicht mehr zur oberschwäbischen Landschaft gehörende Stadt Schelklingen. Der namentlich im Breisgau zahlreiche Niederadelsbesitz unter österreichischer Landeshoheit spielt im Oberschwäbischen keine Rolle. Von den Klöstern und Stiften, die unter österreichischer Landeshoheit standen, kommen in Oberschwaben nur die seit 1700 unter österreichischer Vogtei stehende Benediktinerabtei Wiblingen (zum Oberamt Burgau zuständig), die Zisterzienserinnenabtei Heiligkreuztal und Klosterwald (seit 1783 österreichisch), beide zum Amt Nellenburg gehörig, ferner das der Landvogtei unterstellte Benediktinerinnenpriorat Urspring bei Schelklingen (seit 1343 österreichisch) in Betracht. Das der Landvogtei unterstellte Dominikanerinnenkloster Löwental hatte keinen mit Hoheitsrechten ausgestatteten Besitz. Größere kulturelle Bedeutung unter diesen Klöstern hat nur Wiblingen eben im 18. Jahrhundert durch seinen gewaltigen Kirchen- und Klosterbau und seine durch die Jahrhunderte wohlbewahrte Bibliothek behauptet.

Die österreichischen Vorlande in Schwaben waren bis 1749 der oberösterreichischen Regierung und Kammer in Innsbruck unterstellt. Nach einer kurzen zentralistischen Regelung wurde 1752 für die Vorlande eine eigene Repräsentation und Kammer, welche die politische und Finanzverwaltung zu besorgen hatte, in Konstanz und eine Regierung in Freiburg eingerichtet. Im Jahre 1759 aber wurden beide Oberbehörden in Freiburg vereinigt. Dabei blieb es dann bis 1805.

Seit Anfang des 16. Jahrhunderts hatte Schwäbisch-Österreich, d. h. die obengenannten vier Oberämter Burgau, Hohenberg, Nellenburg und die Landvogtei mit den fünf Donaustädten eine gemeinsame landständische Vertretung, deren Landtage später in der Regel in Ehingen stattfanden. Hier kamen die Vertreter der sogenannten Kameralherrschaften (eben der vier Oberämter), ferner der österreichischen Landstädte, die sich bis 1750 einer fast reichsstädtischen Selbstverwaltung erfreuten, sodann Vertreter der landesherrlichen Klöster, der niederen Adels-herrschaften wie der sogenannten Dominien, d. h. der hochadeligen Inhaber der österreichischen Graf-

schaften Veringen, Kirchberg an der Iller (Fugger), der Herrschaften Warthausen (Stadion), Bussen u. a. regelmäßig zusammen. Die Befugnis dieser Stände erstreckte sich auf Steuersachen und Bewilligung von Kriegsvölkern für das Heer des österreichischen Landesherrn, endlich auf die Verteilung der Lasten auf die einzelnen Herrschaften, Städte und Gemeinden auf Grund einer Matrikel.

Eine nicht unbedeutende Vergrößerung der vorderösterreichischen Lande brachte der Erwerb der Herrschaft Montfort-Tettnang-Langenargen durch Österreich im Jahre 1780 mit sich, nachdem schon 1755 die benachbarte, früher montfortische Herrschaft Wasserburg am Bodensee über die Fugger an Österreich gekommen war.

Unter der zweiten politischen Kraft, den Fürsten und Grafen Oberschwabens ragt das Territorium des Hauses Waldburg durch seinen Umfang hervor, der demjenigen der vorderösterreichischen Lande Oberschwabens nahezu gleichkommt. Den 1525 zu Reichserbtruchsessen erhobenen Truchsess von Waldburg wurde 1628 der Grafentitel, 1803 der Fürstentitel für die noch bestehenden Linien verliehen. Die Zersplitterung in fünf Linien (Wolfegg-Waldsee, Wolfegg-Wolfegg, Zeil-Wurzach, Zeil-Trauchburg und Scheer-Trauchburg) verhinderten wohl ebenso wie die Festsetzung der habsburgischen Herrschaft in der vormaligen Landvogtei und das Vorhandensein verschiedener Reichsabtei eine weitere Ausdehnung dieser bedeutendsten weltlichen Herrschaft nach dem Habsburger Territorium in Oberschwaben im Lauf der Jahrhunderte. Die beiden Herrschaftssitze in Wolfegg und Zeil sind die beiden größten weltlichen Schloßanlagen des Oberlandes. Das noch wesentlich größere Territorium der Fürsten von Fürstenberg fällt nur zu einem kleinen Teile in unsere Landschaft; es sind dies die Grafschaft Heiligenberg mit dem gleichnamigen Oberamt, das Oberamt Meßkirch und die Herrschaft Gundelfingen mit Neufra an der Donau und Uigendorf. Die Grafen von Königsegg zerfielen im 18. Jahrhundert in zwei Linien; die Inhaber der Grafschaft Königsegg und der Herrschaft Aulendorf im Herzen Oberschwabens, heute mit dem Sitz in Königseggwald und die andere Linie zu Rotenfels, welche die Herrschaft dieses Namens an der jungen Iller mit dem Hauptort Immenstadt und die Herrschaft Staufen im Allgäu besaß. Der ganze Besitz dieser zweiten Linie kam 1804 durch Kauf an Österreich. Der Besitz der Grafen Fugger an der nordöstlichen Ecke Oberschwabens, die bereits erwähnte Grafschaft Kirchberg an der Iller sowie die

Herrschaft Stadion-Warthausen war nicht wie derjenige der vorstehenden Fürsten und Grafen reichsunmittelbarer Besitz, sondern stand unter österreichischer Landeshoheit, steuerte daher zu dem österreichischen Kreis wie die gesamten vorderösterreichischen Lande. Dagegen gehörte die Grafschaft Eglofs, zu der die im Allgäu zerstreuten Freien vom sogenannten oberen und unteren Sturz, ehemals reichsfreie Bauern zählten, zu den reichsunmittelbaren Herrschaften und zum Schwäbischen Kreis. Sie war seit 1661 im Besitz der Grafen von Abensberg-Traun. Der schwäbische Kreis umfaßte nur alle übrigen, reichsunmittelbaren Gebiete Oberschwabens.

Die geistlichen Territorien Oberschwabens nahmen, wenn man das Gebiet der größtenteils außerhalb Oberschwabens auf der Alb liegenden Abtei Zwiefalten hinzurechnet, etwa den dritten Teil Oberschwabens (im engeren Sinne) ein. Ihre Bedeutung für das kulturelle, geistige und wissenschaftliche Leben übersteigt bei weitem ihre territoriale und politische Bedeutung. Die Klosterkirchen von Weingarten, Ochsenhausen, Zwiefalten, Obermarchtal, Schussenried, Rot a. d. Rot, Buchau, Weissenau, Salem (Salmannsweiler) und die Dorf- und Wallfahrtskirchen, welche von diesen Klöstern für ihre inkorporierten Pfarreien erbaut wurden wie Steinhausen, Birnau u.a., sind ein unvergängliches Denkmal ihres religiösen und künstlerischen Strebens eben in unserem Jahrhundert des Friedens. Da der zweite Weltkrieg diese künstlerischen Schätze verschont ließ, haben wir Oberschwaben das große Glück und die strenge Verpflichtung, diese Denkmäler einer kulturell großen Zeit der Nachwelt unverändert zu erhalten.

Das Territorium des Domstifts Konstanz umfaßt auf schwäbischem Boden nur das Gebiet um Meersburg, dem Sitz des Bischofs und seiner Behörden auf alter Kulturstätte über dem See, am Überlinger See, dem Untersee und Rhein bis Wangen (am Untersee) nebst dem dazwischenliegenden „Bodanrück“. Es birgt endlich das historische Kleinod, die Insel Reichenau mit ihren Kirchen aus romanischer Zeit. Das Gebiet der Zisterzienserabtei Salem war besonders zersplittert und fand sich nicht nur am Bodensee, sondern es bestanden Pflegen für die Verwaltung der klösterlichen Besitzungen um Schemmerberg, Ehingen a. D., Pfullendorf, Unterelchingen bei Ulm, Ostrach, Meßkirch usw.

Die beiden größten oberschwäbischen Benediktinerklöster waren Weingarten und Ochsenhausen. Zu ersterem gehörte das Priorat Hofen

am Bodensee (jetzt Friedrichshafen), die Herrschaften Brochenzell und Liebenau, das Amt Hagnau am Bodensee, im Allgäu das Amt Ausnang (jetzt Hof bei Leutkirch), Ämter dies- und jenseits der Schussen, Ämter entlang dem Altdorfer Wald von Bergatreute bis Schlier, Bodnegg und die in der Grafschaft Bregenz liegende Herrschaft Blumenegg. Das gesamte Jahreseinkommen dieser Abtei im 18. Jahrhundert wurde ebenso wie dasjenige von Ochsenhausen auf 120 000 fl. jährlich veranschlagt. Das Ochsenhauser Klostergebiet war in vier Ämter geteilt, das Amt Ochsenhausen, Tannheim, Ummendorf mit Schloß Horn, und das Amt Sulmetingen. Unmittelbar an dieses Gebiet schloß sich dasjenige der Prämonstratenserabtei Rot, unmittelbar nördlich die Zisterzienserabteien Heggbach und Gutenzell an. Im Nordwesten der Grafschaft Waldburg grenzte die Prämonstratenserabtei Schussenried an, deren sorgfältig geführte Kopialbücher (Urkundenabschriften) in riesigen Folianten und farbige Flurkarten ihrer Güter sowie chronikalische Tagbücher aus dem 18. Jahrhundert die treffliche Verwaltungstätigkeit der Äbte erkennen lassen. Das Gebiet des adligen gefürsteten Damenstifts Buchau mit Pflegämtern zu Mengen und Saulgau sowie der Herrschaft Straßberg auf der Alb und die Prämonstratenserabtei Obermarchtal mit dem hübschen Sommersitz des Abtes zu Kirchbierlingen schlossen sich südlich der Donau an. Zu den kleineren reichsunmittelbaren Klöstern und Stiften gehörte die Zisterzienseraußenabtei Baidt, die Benediktinerabtei Elchingen bei Ulm, die erst 1773 reichsunmittelbar gewordene Klarissinenabtei Söflingen, die Prämonstratenserabtei Weissenau bei Ravensburg, das Augustinerchorherrnstift zu den Wengen in Ulm, dessen Reichsunmittelbarkeit von der Reichsstadt Ulm bestritten wurde, und die seit 1781 reichsunmittelbare Benediktinerabtei Isny. Zu erwähnen ist noch das gefürstete alte Damenstift in Lindau und die Benediktinerabtei Petershausen bei Konstanz. An auswärtigen Klöstern hatten größeren Besitz in Oberschwaben vor allem die Benediktinerfürstabtei St. Gallen (Neuravensburg) und das Augustinerchorherrnstift Kreuzlingen in der Schweiz (die Herrschaft Hirschlatt in der Nähe des Bodensees). Die Deutschordenskommande Altshausen (mit den Obervogteien Achberg, Arnegg bei Ulm und Hohenfels) und Mainau, ferner die Johanniterkommande Überlingen waren nur noch Versorgungsstätten für Adelige.

Alle diese reichsunmittelbaren geistlichen Territorien standen nicht für sich allein, sondern gehörten alle zum Schwäbischen Kreis und hatten Sitz und Stimme auf der Prälatenbank des Schwäbischen Kreises wie des Reichstags in Regensburg. Daneben bestand für die Benediktinerklöster eine eigene Schwäbische Benediktinerkongregation, auf deren Sitzungen (die Protokolle sind noch erhalten) mehr die inneren Angelegenheiten dieser Klöster verhandelt wurden. Entsprechend hatten die schwäbischen Fürsten und Grafen sich zu einem Schwäbischen Grafenkollegium zusammengeschlossen, das die Interessen ihrer Gebiete auf dem Schwäbischen Kreise wie auf den Reichstagen vertrat. Während das Direktorium in den beiden genannten Kollegien, dem Grafen- und dem Prälatenkollegium, unter den Mitgliedern wechselten, waren beim Schwäbischen Kreis die kreisausschreibenden Direktoren stets der Herzog von Württemberg und der Bischof von Konstanz.

Die vierte politische Kraft in unserer Landschaft waren die oberschwäbischen Reichsstädte. Wenn man von der Reichsstadt Ulm absieht, die fast ihr ganzes großes Landgebiet nördlich der Donau auf der Alb hatte, so gewinnt man den Eindruck, daß ihre politische Bedeutung längst geringer geworden war gegenüber den drei erstgenannten Kräften. Die überall anzutreffende, mangelnde Unternehmungslust ist wohl auf die Vorherrschaft der Zünfte zurückzuführen. Das Landgebiet war bei keinem der noch in Frage kommenden Reichsstädte bedeutend. Nennenswert war es noch bei Biberach (vorwiegend Spitalbesitz), Überlingen, Pfullendorf, Ravensburg, Wangen und Lindau, für welche letztere zwei Reichsstädte wir hübsche Territorialkarten von Andreas Rauh aus dem 17. Jahrhundert besitzen. Die Reichsstädte Leutkirch, Isny, Buchhorn (= Friedrichshafen) und Buchau hatten nur geringes Landgebiet außerhalb ihrer Mauern. Sie alle hatten ihren Sitz und ihren Zusammenschluß im Schwäbischen Kreis und Sitz und Stimme auf dem Reichstag.

Reges genossenschaftliches Leben herrschte im 18. Jahrhundert unter der Schwäbischen Reichsritterschaft, die in fünf Kantonen zusammengeschlossen war. Sie waren keinem andern Herrn als dem Kaiser und Reich untertan.

Auf unser Oberschwaben entfallen der Ritterkanton Donau, der seine Kanzlei zu Ehingen hatte und der Kanton im Hegau, Allgäu und am Bodensee, dessen Kanzlei für den Hegau in Radolfzell, für den Bezirk Allgäu-Bodensee in Wangen sich befand.

Besitzer der im Oberschwäbischen gelegenen Rittergüter waren im Kanton Donau die Grafen von Schenk-Castell (Oberdischingen), die Frh. v. Freyberg zu Allmendingen (mit Altheim, Opfingen, Hürbel), v. Hornstein (Göppingen, Grüningen), Roth v. Bußmannshausen, Roth v. Schreckenstein, v. Speth (Untermarchtal und Zwiefaltendorf u. a.), v. Stain zum Rechtenstein, Schenk v. Stauffenberg (Frh., Rißtissen u. a.), v. Ulm (Mittelbiberach), v. Welden (Laupheim). Im Bereich des Kantons Hegau-Allgäu-Bodensee sind im Oberschwäbischen zu erwähnen die Frh. v. Bodman (Bodman u. a.), v. Hornstein (Hohenstoffeln), v. Humpiß (Waltrams und Ratzenried im Allgäu), Frh. Pappus v. Trazberg (Herrschaften Laubenberg und Rauhenzell), Reichlin v. Meldegg (Amtszell), v. Reischach (Hohenkrähen), Vogt v. Summerau zu Praßberg, Syrg v. Syrgenstein, Frh. v. Ulm (Wangen am Untersee). Während die Archive der beiden oberschwäbischen Kantone nach ihrer Aufhebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf zwei bis drei Nachfolgestaaten verteilt, sich anscheinend nur dezimiert erhalten haben, besitzen wir für einen weiteren schwäbischen Kanton, aus der Kanzlei des Kantons Kocher in Eßlingen, ein Riesenwerk in über 60 Bänden, das, nach der Mitte des 18. Jahrhunderts verfaßt, den unerschütterten Glauben an die Fortdauer dieser Genossenschaft verkörpert. Es handelt sich um eine statistisch-topographische Steuerbeschreibung aller Rittergüter dieses Kantons mit eingehenden historischen Notizen, also ein Werk, das in dieser Art in ganz Schwaben wohl seinesgleichen sucht.

So zeigt sich bei der Betrachtung der politischen Verhältnisse in Oberschwaben immer wieder die wohlgeordnete Einheit bei der Zusammenfassung territorialer Erscheinungsformen. Daß sie weit entfernt sind von dem Begriff eines politischen Chaos, werden diese Zeilen dargetan haben. Mit rauher Hand haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach dem Ende des altehrwürdigen Reiches die um Gebiete feilschenden Diplomaten alle diese Bindungen durchschnitten und aufgelöst und damit den Anfang einer völlig neuen Epoche strafferer Ordnung in größeren Herrschaftsbereichen gesetzt. Die Reichsstädte waren es, die politisch müde geworden, eine solche neue Ordnung ohne viel Widerspruch und Bedauern, ja teilweise mit Unterwürfigkeit gegenüber dem neuen Herrn über sich ergehen ließen, während die andern politischen Kräfte oft mit juristischem Scharfsinn und unter Aufwendung aller diplomatischen Künste tapfer um ihre Rechte und ihr Fortleben zu kämpfen versuchten.



Abteikirche Neresheim. Blick in den Chor

Die Stadt Neresheim feiert diesen Sommer den 600jährigen Gedenktag der Verleihung der Stadtrechte. Und die Benediktinerabtei Neresheim blickt auf die Grundsteinlegung ihrer herrlichen Klosterkirche zurück, die Balthasar Neumann Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut hat. Am 4. Juli 1750 wurde in feierlicher Zeremonie von Abt Aurelius Braisch der Grundstein gelegt, aus dem eine der letzten großartigen Schöpfungen des Barock erwuchs: „der bewegte Grundriß und mit ihm das wunderbare Raumgefüge, der leichte Linienschwung, die Helle und Weiträumigkeit, das Durchdrungensein von Langhaus und Querhaus, das Verschmolzensein von geraden und geschwungenen Linien, ihr Sichberühren und Wiederauseinanderschwingen, die Überschneidungen und Durchblicke — all das, was diesen Bau so entzückend macht, ihn aber auch an die Grenze des Möglichen führt, ist Neumanns Gedanke“ (Pater Weißenberger)



Waiblingen von Osten. Bei der Stadtgründung wurde die alte Kaiserpfalz — an ihrer Stelle heute die Stadtpfarrkirche St. Michael (links) — nicht in die Ummauerung einbezogen, sondern als Zitadelle neben und über der neuen Stadtanlage (Mitte und rechts) gesondert befestigt.

Waiblingen und die württembergischen Stadtgründungen um 1250

Von Hansmartin Decker-Hauff

Der Zusammenbruch der Stauferherrschaft hat Schwaben schwerer getroffen als andere deutsche Landschaften. Hier lag einst das Ursprungsland und Kerngebiet des Geschlechtes, hier war — nach der kaum vermeidbaren Verschleuderung staufischen Hausgutes im Doppelkönigtum Philipps und Ottos — erneut ein mächtiger Herrschaftsbereich ausgebaut worden, hier hatte schließlich Kaiser Friedrich II. nach italienischen Mustern ein Netz von Handelsstraßen und Märkten, Befestigungen und Städten anlegen lassen, das nach klug überdachtem System ein festes Gerüst für ein „modernes“ Territorium

abgeben konnte und sollte. Hier also mußte auch der Niedergang der staufischen Macht — schon lange vor dem endgültigen Verlöschen des Geschlechtes — viel tiefer einschneidende, viel weiter reichende Folgen haben als anderswo. Die Stadtgründungen auf staufischem Hausbesitz oder auf Königsboden — zwischen beidem hatten sich die Unterschiede je länger je mehr verwischt — waren hineingestellt gewesen in weiträumige Planungen, in großgedachte politische Zusammenhänge; als aber nun die königliche Macht, die hinter diesem kunstvollen Gefüge stand, kraftlos wurde und Stück um Stück dieses Baues ausbrach und abfiel, waren die seither unter den Stauern stehenden, mit ihnen verbündeten Großen Schwabens gezwungen, aus dem sich immer deutlicher abzeichnenden Chaos zu retten, was noch zu retten war.



Auf dem Boden der verschwundenen karolingischen und salischen Pfalzanlage steht heute das „Nonnenkirchle“, ein Kapellenbau des 15. Jahrhunderts.

In steigendem Maße begannen die Grafen, auf eigenem Boden und nach eigenen Überlegungen kleine Herrschaftsbezirke auszubauen und mit festen Städten zu sichern; nicht immer ließ sich vermeiden, daß zwischen dem älteren Königsplan und den sich damit vielfach überschneidenden jüngeren gräflichen Vorhaben Gegensätze aufbrachen, die Spannungen und Reibungsmöglichkeiten für Jahrzehnte und Jahrhunderte aufspeicherten. Zu verschieden waren die leitenden Gedanken: wo die Staufer in weltpolitischen Zusammenhängen gedacht hatten, konnten die eben neu aufsteigenden „Landesherren“ sich nur auf Bruchstücke solch ausgreifender Pläne stützen; wo die Staufer Handelswege von der Lombardei zum Niederrhein und von Burgund nach der unteren Donau zum Gerüst ihres Baues gemacht hatten, mußten die kleineren Gewalten froh sein, wenn sie von der Fils zur Brenz oder vom Schurwald zum Schönbuch planen konnten. So entstand ein Splitterwerk von Stadtgründungen, die kaum ein paar Täler, selten mehr als einen oder zwei Gaue sichern und durchgestalten konnten. Enge trat an die Stelle der Weiträumigkeit, die Städte waren nicht mehr Sammelpunkte

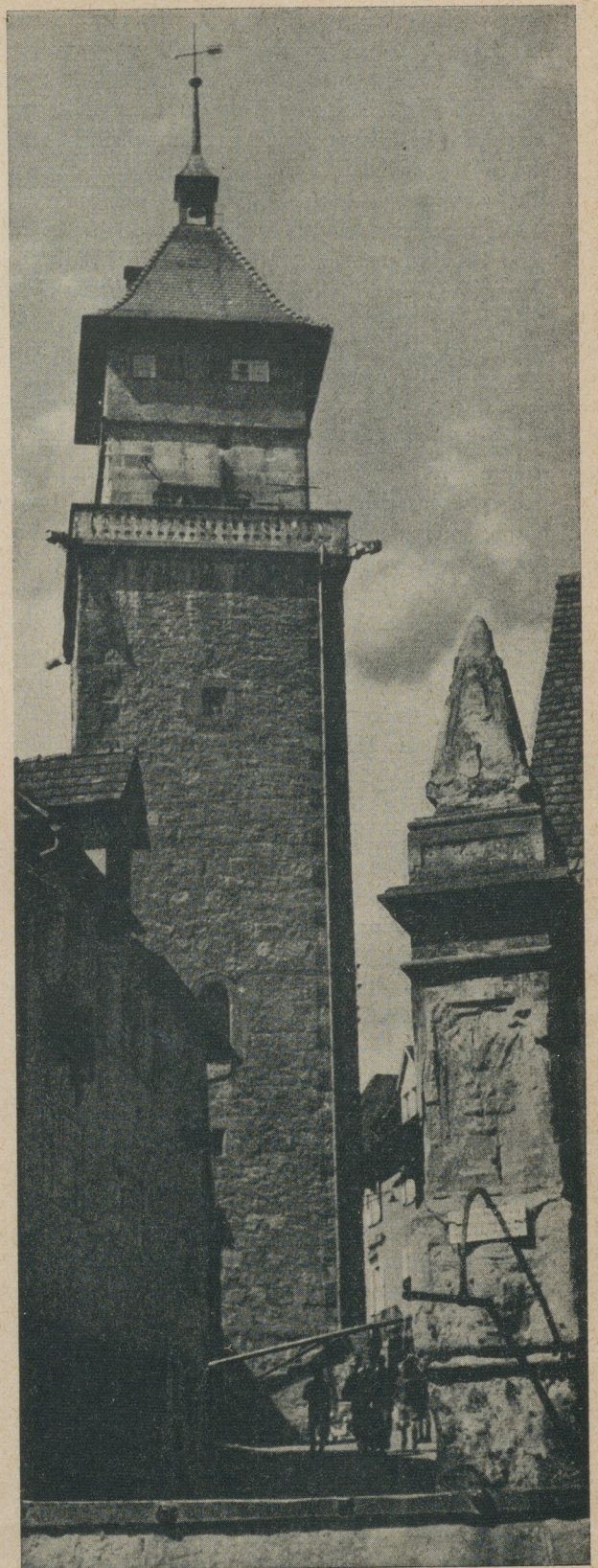
des Handels und Knotenpunkte weitreichenden Verkehrs, sondern dienten zuallererst der Sicherung gegen die nächstanwohnenden kleinen Gewalten.

Einzig den Grafen Ulrich und Hartmann von Wirtemberg schien damals zeitweilig die Möglichkeit in die Hand gegeben, auf den Resten staufischer Macht – die sie selbst nach Kräften hatten zertrümmern helfen – noch einmal so etwas wie ein größeres Herrschaftsgebiet von näherungsweise herzoglichem Ausmaß aufzubauen. Nachdem sie sich entschlossen hatten, mit den Staufern zu brechen, nachdem sie in der Entscheidungsschlacht von Frankfurt (August 1246) ihre Fahnen eingerollt und ihre Heere ins Lager der Staufergegner hinübergeführt, nachdem sie schließlich damit den Untergang der staufischen Herzogsgewalt in Schwaben besiegelt hatten, war ihnen neben dem großen Land- und Machtzuwachs zugleich etwas noch Wichtigeres zugefallen: die Führung der antistaufischen Partei in Süddeutschland, die entscheidende Rolle im Ausbau der nun neu zusammenfindenden Gebietsbrocken und damit – wenigstens für ein paar kurze Jahre – die hochfliegende Aussicht, in Schwaben sich selbst an den leergewordenen Platz der Staufer zu stellen.

Nur aus dieser Lage heraus können wir die wirtembergischen Stadtgründungen um die Mitte des 13. Jahrhunderts richtig würdigen. Die Grafen bauten ihre altererbten und ihre aus dem staufischen Niederbruch neuerworbenen Gebiete durch Straßen, Brücken, Burgen und Städte zu einer „Herrschaft“ zusammen, ohne daß wir heute im einzelnen mehr sicher scheiden können, was altwirtembergischer Besitz, was staufisches Hausgut und was Königsland war, noch auch, wann und durch welche Rechtstitel die neuen Teile erworben oder übertragen wurden. Damals entstand die „Herrschaft Wirtemberg“, auf ihrem Grund und Boden wuchsen die Städte Schorndorf, Waiblingen, Marbach, Leonberg und Stuttgart, sie alle gehören nach der seitherigen Annahme in ein und denselben politischen und geographischen Zusammenhang. Der ganze Zeitraum dieser Stadtgründung ist freilich in keinem einzigen Falle urkundlich gesichert; lediglich für Leonberg wird – allerdings erst Jahrzehnte später und in einer nicht einwandfreien, wohl verderbten Quelle – das Jahr 1248 genannt. Was man sonst an Jahreszahlen erwähnt findet, beruht auf mehr oder minder geglückter Kombination, bestenfalls auf später örtlicher Überlieferung. So hat man seither den Ursprung der fünf Städte in den Zeitraum „um 1250“ (mit weiten Grenzen!) verlegt, aber das rechtfertigt noch kein sicheres Festsetzen auf gerade

dieses J a h r. Stadtgründungen sind ja kein Vorgang, der sich in jener Zeit aktenmäßig genau begrenzen läßt und sind niemals das Werk kurzer Monate, sondern Wachstumsprozesse, die sich über Jahre hinziehen. Doch trifft die Annahme „um 1250“ im Falle Waiblingen tatsächlich ziemlich genau den Mittelwert der Jahre, zwischen denen der Ort aus einem schwäbischen Urdorf zu einer württembergischen Stadt aus- und umgebaut wurde. Vergegenwärtigen wir uns die geschichtliche und die geographische Lage: Für die Stauer war die Verbindung vom Mittelrhein zur Donau, die Diagonale Speyer-Ulm mit dem Neckarübergang in Eßlingen eine Lebensnotwendigkeit. Nun versuchten die Grafen von Württemberg seit ihrem Abfall von 1246 die beiden staufischen Kerngebiete Pfalz und Oberschwaben durch einen quer dazwischengeschobenen Riegel zu trennen. In betonter Ost-West-Richtung bauten sie ihre neue Herrschaft aus, als Mittelpunkt ihres reichen Streubesitzes im übrigen Schwaben und Franken, und deutlich erkennen wir die Gedanken, die sie dabei leiteten. Neue Forschungen – über die an anderer Stelle ausführlich zu berichten sein wird – ergeben nämlich, daß die Stadterhebung Stuttgarts keinesfalls in diesem Zusammenhang gesehen werden kann, sondern einem etwas späteren Zeitraum angehören muß. Damit beschränkt sich die Zahl der ältesten württembergischen Stadtgründungen auf vier: Schorndorf, Marbach, Leonberg und Waiblingen. Die Rolle dieser Städte ist klar: Schorndorf sichert nach dem staufischen Osten an der oberen Rems, Marbach schirmt gegen Norden und die staufertreuen Burgen der Markgrafen von Baden, Leonberg deckt die offene Westseite vor den königlichen Städten Markgröningen und Weil, und gegen das staufische Eßlingen im Süden hielt man wohl die starke Stammburg Württemberg für einen ausreichenden Schutz. So wird die staufische Lebensader vom Rhein zur Donau kräftig unterbunden, genau in der Mitte des so eingegegneten Gebietes aber liegt Waiblingen, unverkennbar als Hauptort gedacht. Dem entsprach ja auch die alte Bedeutung des Platzes, der mit seiner bis in die Karolingerzeit zurückreichenden Kaiserpfalz wie kein zweiter historische Überlieferung, den Glanz eines berühmten Namens und die Gunst der geographischen Lage

Der durch Achim von Arnim berühmt gewordene „Hochwachturm“, ein massiger Steinbau an der am meisten gefährdeten Westseite der Stadt, stammt in seinem Hauptteil – bis zur Brüstung – noch aus der Gründungszeit der Stadt um 1250.



in die Waagschale werfen konnte, wenn es sich um die Entscheidung über den neuen Mittelpunkt der Herrschaft Württemberg handelte. Zugleich könnte man versucht sein, in der Wahl gerade Waiblingens auch ein politisches Programm zu sehen: Waiblingen hatte vielleicht die Stammutter des salischen Herrscherhauses, die große Kaiserin Gisela geboren, Waiblingen hatte sicher Giselas Gatten, Sohn, Enkel und Urenkel, den Kaisern Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V. die Geschlechtsbezeichnung der Waiblinger gegeben, Waiblingen hatte schließlich in der italienischen Umformung seines Namens zum Ghibellinen-Schlagwort durch die Staufer weltgeschichtlichen Klang gewonnen. Wenn nun die Württemberger gerade diesen Platz zum Hauptort ihrer neuen Herrschaft machten, wenn sie etwa gar die alte Kaiserpfalz über der Rems zu ihrem eigenen Sitz machten, bekundeten sie dann nicht etwas von dem hohen Anspruch, den sie seit 1246 den ermattenden Stauern immer stärker entgegenhielten: Wir können Nachfolger des stauischen Hauses sein, wir übernehmen seine Stellung im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet, wir dürfen versuchen, wenn uns die Stunde einmal günstig sein sollte, die Hand selbst nach dem Herzogtum auszustrecken?

Vielleicht läßt sich die Kette württembergischer Städtegründungen zeitlich noch etwas genauer eingrenzen. Man glaubte früher mitunter, für Waiblingen als Stadt ein etwas höheres Alter vor den Schwestergründungen annehmen zu dürfen, doch steht heute fest, daß auch diese bedeutendste unter den neuen Städten nicht aus dem Zusammenhang mit den übrigen gerissen werden darf. Vor der Schlacht von Frankfurt (August 1246) ist ein so ausgreifendes antistauisches Vorhaben nicht denkbar, doch auch die politischen Ereignisse von 1247 und 1248 können dem planmäßigen Ausbau württembergischer Städte nicht günstig gewesen sein. Sehr wahrscheinlich ist Leonberg – Schutz der am meisten bedrohten offenen Flanke im Westen, schon im Namen ein Programm! – der am frühesten gegründete Platz. Wenn nicht schon 1248, so doch spätestens 1249, begann man dort den Mauerbau. Etwa gleichzeitig oder wenig nachher wird man den Ausbau Schorndorfs als der entsprechenden Ostsicherung ansetzen müssen. Die Feste Württemberg über Untertürkheim, wo der Neckar das Land von Süden betritt, bestand ja seit langem, und die neue Stadt Marbach, wo er es im Norden verläßt, scheint kurz nach Leonberg in Angriff genommen worden zu sein. Ab 1248 oder 1249 dürfen wir uns diese

drei aufeinander bezogenen Städte Schorndorf, Marbach und Leonberg im Bau denken, in der Mitte der fünfziger Jahre gingen sie wohl ihrer Vollendung entgegen. Für 1253 liegt aber auch eine Urkunde vor, die den Bestand einer Stadtgemeinde *Waiblingen* – oder doch mindestens eine werdende Stadtsiedelung – nachweist. Dann aber kann auch Waiblingen kaum lange nach den drei Grenzschutzplätzen und Ausfallstoren im Osten, Norden und Westen erbaut sein: wohl bald nach 1248/49 begonnen, muß die Stadt 1253 allem nach bereits bestanden haben. So ist sie in weiterem Sinne „um 1250“ gegründet worden.

Wie lange der Plan, die Stadt an der Rems zum Hauptort des neuen Territoriums zu machen, in das politische Konzept der württembergischen Grafen paßte, bleibt ungeklärt. Er scheint nach Sommer 1252, wahrscheinlich um 1253, zugunsten eines anderen Vorhabens aufgegeben worden zu sein. Möglicherweise spielt die Erwerbung der Reichsburg und Reichsstadt Markgröningen durch Graf Hartmann von Württemberg eine Rolle, möglicherweise auch schon der Gedanke an eine neue Stadtgründung näher beim Neckar. Man ist versucht, den Verkauf von Besitz in Waiblingen durch Graf Ulrich 1253 schon mit solchen Verlegungsplänen in Verbindung zu bringen; daneben blieb ja der Württemberg noch bis zum Beginn des nächsten Jahrhunderts bevorzugte Residenz. Wohl ist Waiblingen später noch oft gerne aufgesuchter Aufenthalt der Grafen, Absteigequartier zu Jagden und Festen, Wittumsgut und Witwenwohnung, vielleicht auch Sitz jüngerer Söhne gewesen – Hauptort der Grafschaft aber ist die Stadt nicht geworden. Der kurzlebige württembergische Plan, hier den Mittelpunkt des jungen antistauischen Territoriums auszubauen, wurde nach wenigen Jahren durch ganz andere politische Entwicklungen durchkreuzt. Vielleicht schon ehe die Württemberger um 1254 den vagen Gedanken an ein eigenes Herzogtum endgültig aufgeben mußten, haben sie das eben zur Stadt erhobene Waiblingen zugunsten anderer Planungen zurückgesetzt. Waiblingens Glanzzeit sollten die Jahrhunderte des stauischen und vor allem des salischen Kaisertums bleiben; nicht als Hauptstadt eines jungen württembergischen Herrschaftsgebietes sollte der Name in die Geschichte eingehen, sondern die packenden Kaisergestalten Konrads II., Giselas und Heinrichs III. sollten untrennbar mit dem Worte Waiblingen verbunden sein: dem Höhepunkt abendländischer Kaisermacht verdankt der Platz seine weltgeschichtliche Erinnerung.

Das Ulmer Münster und Hans Multscher

Von Adolf Herrmann

Der im Jahre 1377 begonnene und am Vorabend der Reformation bis auf Türme und Strebebögen vollendete gewaltige Bau des Ulmer Münsters zog viele hochbegabte Künstler in die Mauern der Stadt. Von Ulrich von Ensingen dürfen wir annehmen, daß er schon vor seiner Anstellung als leitender Baumeister (1392) den Ulmern durch seine Tätigkeit unter den Parlern bekannt und empfohlen war. Von einem Bildhauer Hartmann, der 1428 das Bürgerrecht erwarb, wissen wir, daß er 1417 zunächst ohne Meistertitel und von 1418 an als Meister in der Bauhütte beschäftigt war. Die Vermutung liegt daher nahe, daß auch Hans Multscher, den die Reichsstadt 1427 als steuerfreien Bürger aufnahm, damals nicht so sehr ein allgemein berühmter, als vielmehr in Ulm selbst bekannter und geschätzter Künstler war, der sich als Auswärtiger praktisch diese Wertschätzung nur im Hüttenverband erworben haben konnte.

Es ist kaum denkbar, daß in einer Zeit, als das Münster und die ungeheure Ausweitung seines Turmbaues durch Ulrich von Ensingen in aller Mund war, der in Reichenhofen bei Leutkirch um 1400 geborene und wohl schon früh in die Welt hinausstrebende Multscher erst 1427 den Weg in die Donaustadt gefunden hat. Zwar konnte ihm bis heute kein Bildwerk für die Zeit vor 1427 zugewiesen werden. Aber der Nachweis läßt sich erbringen, daß die mit seinen Jugendjahren gleichzeitige Plastik der Bauhütte sich mit seinen frühen Werken aufs engste berührt und daß er bis in die letzten Lebensjahre für das Münster tätig war.

Am Westportal der neuen großen Pfarrkirche haben unter Ulrich die Bildhauer der Parlerzeit weitergearbeitet. Kletzl wies schon darauf hin, daß der Steinmetz mit dem Zeichen der gekreuzten Reißnadeln im frühen 15. Jahrhundert als Vermittler von Gmünder und Prager Anregungen wirkte. Seine weiblichen Konsolbüsten (Abb. 2, 3) an den Langhauspfeilern fußen nicht nur auf jener Plastik, die unter Heinrich IV. Parler in Köln Anfang der 1390er Jahre eine sehr ähnliche Büste konzipiert hat, sondern auch auf dem Tympanonstil des Ulmer Westportals. Denn hier verraten die Köpfe des Kain und Abel (Abb. 1), aber auch des Adam im Zuschliff von Stirnwölbung und Wangen, in der Bildung des Mundes, der Augen und der geschärften Brauen unter Berücksichtigung eines gewissen zeitlichen



1. Kopf des Abel im Bogenfeld des Hauptportals

Abstandes weitgehende Übereinstimmung mit der Frauenbüste (Abb. 2) im nördlichen Seitenschiff. Das Christusantlitz der Schweißstuckkonsole und die kräftigen Hakennasen der hockenden Männer auf einem weiteren Figurensockel des Meisters erweisen sich wiederum verwandt mit dem Gottvater in den Wolken und dem ihm opfernden Kain am Turmportal.

Von der Tympanonplastik läßt sich eine Brücke schlagen zu dem späteren, massiv bedächtigen heiligen Othmar am Pfeiler über der Sakristei. Der Weg vom wild trotzigem Kain über den Othmar bis hin zu jenem porträtnahen „jüngeren“ Mädchen (Abb. 3), dessen Züge ein holdes Lächeln verschönt und das voller Mutwillen von der Pfeilerhöhe des Mittelschiffes herabblickt, führt unmittelbar auch heran an die Frühwerke Multschers. Verwandte Geister ziehen sich an. So konnte der zugewanderte Oberschwabe nur seine herzliche Freude an der hellhörigen und kecken Wendigkeit der Frauen und Engel in den Konsolen des Reißnadelmeisters gehabt



2. Konsolbüste im nördlichen Seitenschiff

haben. Wir denken dabei weniger an Multschers Himmelsboten und Propheten im Kargaltar (1433), als vielmehr an die Pagen im östlichen Prunkfenster des Ulmer Rathauses. In ihnen wiederholt sich – nur beherzter und entschiedener – der entzückende Übermut des Mädchens aus dem Mittelschiff und die liedhafte Schönheit und Anmut eines ihm benachbarten musizierenden Engels.

Gegenüber dem naiven Aufgebot und Gewimmel von anonymem Volk am südwestlichen Marienportal erweitert und vertieft das westliche Bogenfeld die Monologe und Dialoge der Schöpfungsgeschichte. Verfeinerte menschliche Gemütszustände werden sichtbar und führen zu Ausbrüchen des Erschreckens oder Leugnens wie bei Kain. Gottvater und die ersten Menschen treten in klar voneinander abgesetzten Umrissen werktätig und handelnd auf. Der nüchterne und verbissene Ernst, der solche in sich abgeschlossene Charaktere schuf, übertrug sich auch auf andere Angehörige der Bauhütte wie etwa den Apostelmeister. Seine schreibenden Jünger führen in den unteren Archivolten ein emsiges Dasein. Der Bildhauer fühlt sich bis auf Atemnähe herangerückt und verfolgt mit neu erwachtem Interesse und feinem Humor das Stutzen, Prüfen und Eintauchen der Federkiele bis in die letzte Stirnrunzel und Bartsträhne hinein. Vergleichen wir damit das



3. Konsolbüste im Mittelschiff

unpathetische, höflich verbindliche Stehen von Multschers Königen von Böhmen und Ungarn am Rathaus! Auch die knabenhafte Zutraulicheit der Pagen, von welchen der eine lachend seine Zähne zeigt, und die etwas kauzige Würde Karls des Großen entspringen der gleichen wohlgelaunten menschlichen Nähe zum Bildwerk.

Der Adler im ungeteilten Wappenschild des Kaisers ist übrigens ein echter Nachkomme jenes Reichsadlers am südlichen Chorturm des Münsters. Das Mienenspiel der kaiserlichen Majestät entspricht beinahe wörtlich dem Zwergengesicht eines schreibenden Apostels (Abb. 4) im Bogenlauf des Turmportals. Sein Kopftyp wird mehrfach abgewandelt unter den zu Tode Gemarterten und Hingerichteten der äußeren Laibung. Er lebt im Werke Multschers fort im Gottvater auf dem Grabsteinmodell für den bayerischen Herzog Ludwig den Gebarteten und selbst noch in einer letzten Schöpfung (Abb. 7) des greisen Meisters.

Alles, was bisher zur Erklärung von Multschers künstlerischer Herkunft vorgebracht werden konnte, wird aber an Bedeutung übertroffen von zwei Werken, bei denen man schon um ihrer Qualität willen versucht ist, festzustellen: so etwa müssen Arbeiten Multschers „um 1420“ ausgesehen haben. Es sind dies der herrliche Martin (Abb. 5) am rechten Pfei-

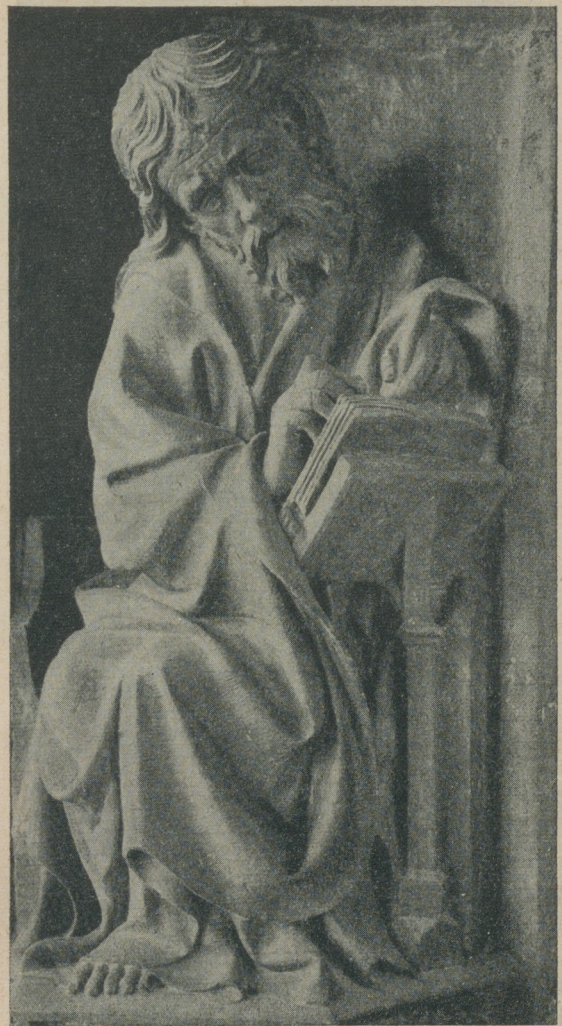
ler der Turmvorhalle und ein Engelpaar (Abb. 6) mit Krone und Leidenswerkzeugen im Triumphbogen des Münsterchores.

Die großflächige Reinheit und Festigkeit des Martin- gesichtes nimmt einen wesentlich höheren Rang ein als der manirierte und gequälte Lyrismus der Hartmannwerkstatt, ist aber auch gleich weit entfernt von der frischen Unsentimentalität des Apostelmeisters. Wie nahe kommt dagegen das sanfte Neigen des Hauptes mit den gebohrten Löckchen, dem Schnitt der Augenlider und Lippen dem jugendlich bekränzten Schildträger Karls des Großen! Der Leib des Heiligen beugt sich zur Sehne des gerafften Mantels hinüber. Nicht anders neigt sich der Körper des Pagen zu seinem Wappenschild. Die häßliche Grimasse des Bettlers und die derben Männer an der Konsole geben einen Vorgeschmack von entsprechenden Typen des Wurzacher Altares.

Großzügige Klarheit der Gesichtsformung eignet auch dem Engelpaar (Abb. 6) im Triumphbogen. Zugleich klingt die geniale gegensätzliche Charakterisierung der beiden kaiserlichen Pagen hier in einem ersten leisen Vorspiel an. Sie gewinnt ein letztes Mal Bedeutung in den ergreifenden Alterswerken (Abb. 7–9) des Meisters am Sakramentshaus des Ulmer Münsters.

Es ist nun das eigentlich Überraschende, daß in der Ulmer Bauhütte damals verschiedene Meister am Werk sind, von welchen jeder immer nur eine Möglichkeit, eine Richtung des Zeitstils wahrnimmt, während die Summe ihrer künstlerischen Existenzen allein von jenem gezogen wird, dem die Ulmer 1427 das Bürgerrecht verleihen. Wird ein mit Auszeichnung aufgenommener Künstler alsbald den eigenen erfolgreichen Werdegang bis auf eine burgundische Wanderschaft völlig verleugnen, nur um dort anzuknüpfen, wo die Ulmer Hüttenplastik fünf, zehn oder zwanzig Jahre vor seiner Ankunft stand? Die Tatsache, daß sich an Multscher, der doch nahezu zwei Generationen jünger war als Ulrich von Ensingen, noch immer, wenn auch abgeschwächt, die Ulmer Parlertradition erprobt und auswirkt, zwingt zu dem Schluß, daß die Donau- reichsstadt 1427 keinen Fremden aufnahm.

Im 14. Jahrhundert ist die Existenz eines bedeutenden Steinbildhauers außerhalb des Hüttenverbandes undenkbar, und dies gilt mit allerdings zunehmender Einschränkung auch noch weithin für die ersten Jahrzehnte des fünfzehnten. Im großen und ganzen war die plastische Aufgabe an der Turmvorhalle des Münsters in den 1420er Jahren gelöst. Figurenprogramme, die nicht bis dahin ihre Voll-



4. Schreibender Apostel im Bogenlauf des Turmportals

endung erfahren hatten, wurden sehr häufig überhaupt nicht mehr oder mit sichtbar vermindertem Interesse abgeschlossen. Seit dem dritten Jahrzehnt beginnen die Kirchenportale der deutschen Spätgotik auf Tympanen und reicheren Statuens Schmuck des Gewändes zu verzichten, womit eine wesentliche Beschäftigungsmöglichkeit für tüchtige Bildhauer entfällt. Es sind dies eben jene Jahre, in denen Meister Hartmann und, wie ich glaube, auch Hans Multscher die Bauhütte verlassen und um ihre Aufnahme als Bürger bzw. Angehörige einer Zunft nachsuchen.

Unsere gotischen Kirchenmeister und Werk männer waren Maurer und Steinmetzen. Von den Parlern, von Matthäus und Moritz Ensinger, von Hans und Matthäus Böblinger – um nur einige zu nennen – haben wir die Beweise, daß sie auch als große Bau-



5. Der heilige Martin

meister noch bildhauerisch tätig waren. Umgekehrt besitzen wir im Münsterturmriß des jüngeren Syrlin den Nachweis, daß ein gotischer Bildhauer sich sehr wohl auch mit reiner „Architektur“ befassen konnte. Wenn daher der aus dem Hüttenverband hervorgegangene Multscher in einer Steuerrolle von 1431 „Bildmacher und geschworener Werkmann“ genannt wird, so ist daraus zu schließen, daß er in Ulm mindestens zu diesem Zeitpunkt, wenn auch nicht am Münster, baumeisterliche Funktionen ausgeübt hat.

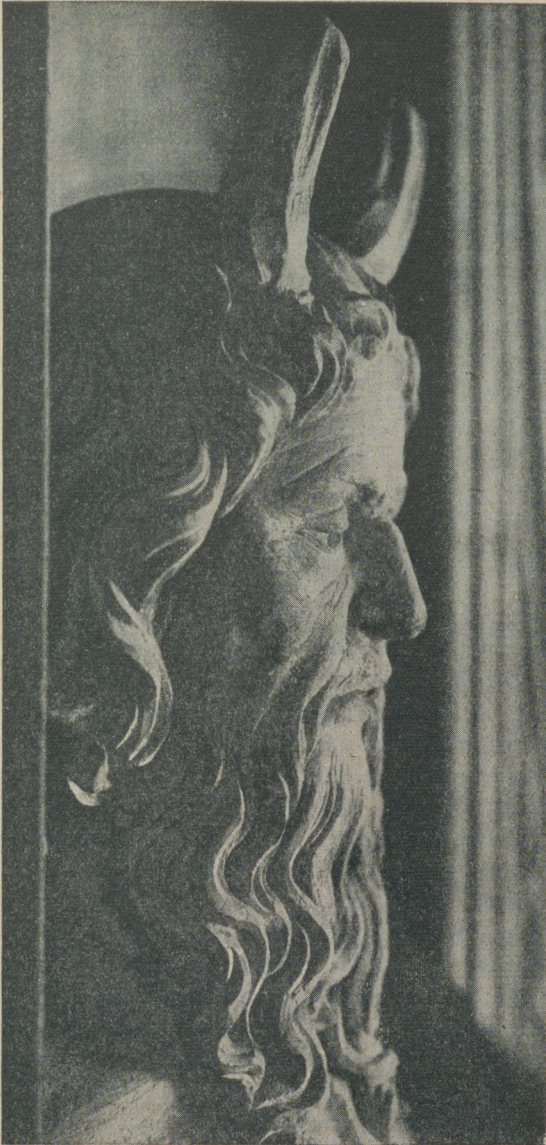
Wir sahen, daß die Ulmer Plastik schon in den älteren Bildwerken des Münsterturmes in die neue Phase des spätgotischen Realismus eintrat und nicht erst mit der Ankunft Multschers. Dennoch bringt sein herber und männlicher Erlöser eine bahnbrechende Steigerung der Wirklichkeit in der Darstellung des nackten Körpers. Ein hoher geistiger Zug reißt eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und dem Christus des Wurzacher Altares auf. Der Schmerzensmann am Hauptportal des Münsters ist trotz aller Sachlichkeit vornehmste Gotik! Bei genauerem Zusehen fällt die Anlehnung an den rückwärtigen Türpfosten auf. Das Zurückweichen der hageren Gestalt von der Vorderkante der Kon-



6. Engelspaar im Triumphbogen

sole und das Vortreten von Haupt und Schultern wiederholt auf seltsame Weise ein Stilelement des früheren 14. Jahrhunderts, etwa der Apostel im Kölner Domchor. Wir können das auch im Gewandmotiv der hl. Agnes an der Stirnwand der Ulmer Vorhalle beobachten. Für die Jahre um 1420 bis 1430 lassen sich in Niederbayern sogar einzelne Bildwerke nennen, welche tatsächlich in einem bewußten Historismus nach solchen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts kopiert sind. Andererseits greift in Ulm Anfang der 1470er Jahre das Bild des lorbeerbekränzten, römischen Dichters Terenz am Chorgestühl Syrlins des Älteren auf das dornengekrönte Haupt von Multschers Erlöser zurück.

Den größten uns erhaltenen Auftrag Multschers für das Münster bildet die Votivnische des Konrad Karg (1433) an der westlichen Sakristeiwand. Ihre kunstgeschichtliche Situation ist durch Gerstenberg hinreichend geklärt. Wir brauchen daher in diesem Zusammenhang nicht länger bei ihr zu verweilen. Die Einwölbung des Chores nahm Matthäus Enssinger in den Jahren 1446 bis 1449 nach einem Parlerplan vor. Aus dem Gewölbeschlußstein schauen vier Engelsbrustbilder mit gekreuzten Armen herab, die für Multschers Werkstatt in An-



7. Kopf des Moses am Sakramentshaus

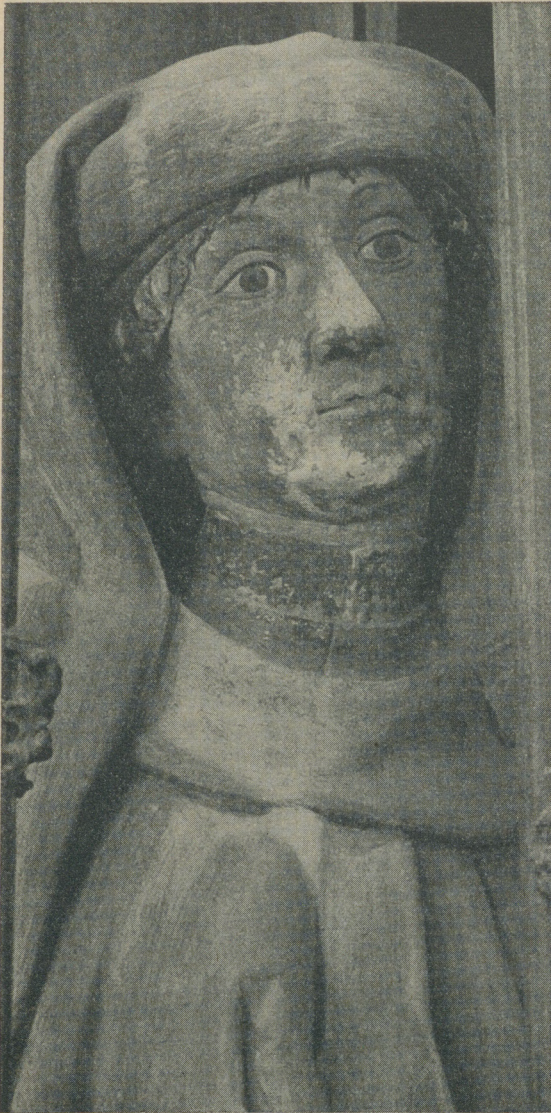


8. Kopf des David am Sakramentshaus

spruch zu nehmen sind. Auf den Christuskopf der Bessererkapelle hat bereits Weil aufmerksam gemacht. Ein weiterer Christuskopf im Vierpaß, der in die äußere Südwand des Langhauses eingemauert ist und aus der abgebrochenen Rothschen Kapelle stammt, darf wenigstens zum weiteren Umkreis von Multschers Kunst gerechnet werden.

Der Palmesel des Ulmer Museums stand bis zum Jahre 1817 nachweisbar in der Rothschen Kapelle. Sein Fahrgestell trägt die Jahreszahl 1464 eingeschnitten. Mag man darüber im Zweifel sein, ob hier ein eigenhändiges Werk Multschers auf uns gekommen ist oder nicht, so muß diese Frage für

den weit bescheideneren Wettenshauser Palmesel unbedingt verneint werden. Näher kommt Multschers Stil der Palmesel von Ottenstall im Bayrischen Nationalmuseum. Die bisher von der Forschung vertretene Auffassung, daß es sich bei dem gewaltigen Palmesel des Ulmer Münsters nur um eine Werkstattleistung handle, ist bei einem solchen Auftrag schon ohnehin schwer verständlich. Abgesehen davon aber müssen die sorgfältige und handwerklich ungewöhnlich reiche Ausführung, das Schreiten und die mächtige Waagrechte des Tierkörpers in Ulm, die Idee des als Sattel übergeworfenen Gewandes und die wahrhaft monumentale



9. Kopf des Unbekannten am Sakramentshaus

Haltung des Reiters tief beeindruckt. Es besteht kein Grund, nur um der verhältnismäßigen Leere des Salvatorantlitzes willen, die im übrigen durchaus hervorragende Schöpfung dem Meister vorzu-enthalten.

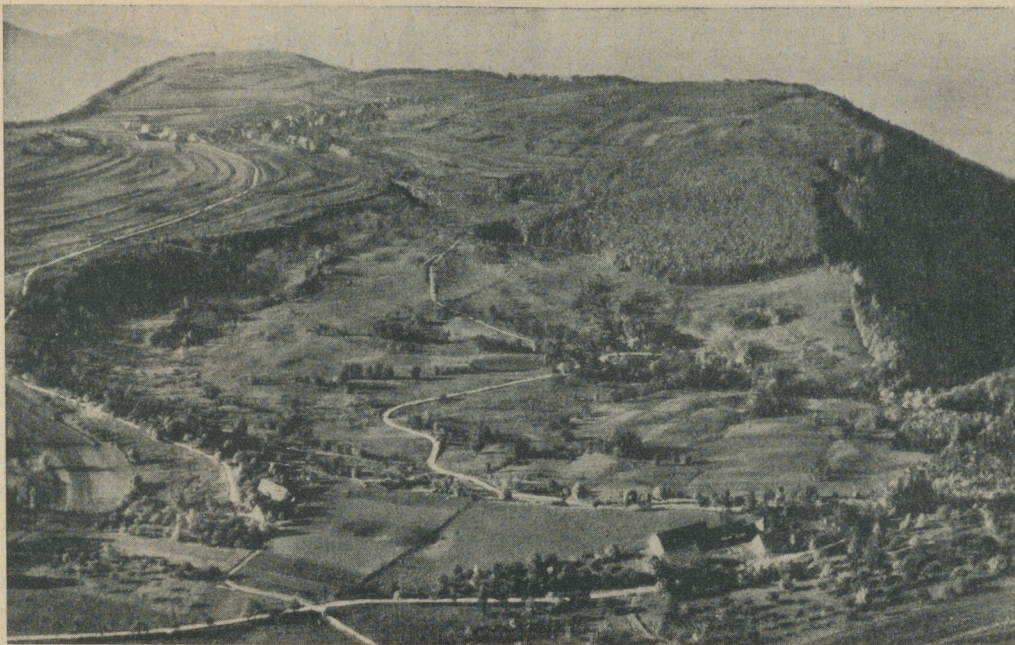
Wenn es noch ein letztes Mal erlaubt ist, den großen Namen Multschers vor Bildwerken des Münsters auszusprechen, dann vor drei bisher kaum beachteten Steinbildwerken im Baldachin des Sakramentshauses: einem Moses (Abb. 7), einem David (Abb. 8) mit Krone und geraffter Turbanwindung und einem unbekannten Dritten (Abb. 9) in der Tracht eines vornehmen Bürgers um 1460. Die alte Fassung ist in Spuren sichtbar, nur die gotischen

Minuskeln der Schriftrollen sind nicht mehr zu entziffern. Die Konsolen tragen die Reliefs verschiedener Engel, einer Madonna und eines Pelikans, das Schweißstuch der Veronika und unter dem modisch Gekleideten die Wappen der Reichsstadt. Die Statuen sind dort, wo sie den Baldachinstützen im Wege standen, seitlich in roher Weise abgearbeitet, so daß ihre ursprüngliche Aufstellung an diesem Ort mehr wie fraglich erscheint. Keinesfalls aber können sie vom älteren Tabernakelhaus stammen, weil sie auf Grund ihrer hartbrüchigen Gewandfalten in den 1460er Jahren entstanden sein müssen.

Die prachtvollen Häupter dieser biblischen Gestalten verdienen es, in das Lebenswerk eines Großen eingereiht zu werden. Sie lassen in ihrem bürgerlichen Adel, ihrer Tatkraft oder Besinnlichkeit nur an Multscher denken. Vor allem kommt im Moses (dessen Hörner übrigens etwas zu hoch ergänzt sind) wieder jener Typus zum Durchbruch, der uns von Karl dem Großen und vom Gottvater des Münchner Grabsteinmodells her vertraut ist. An den Gesichtern fesselt die Willensstärke in den mächtigen Brauen des Moses, die wehe Schweifung der Augenhöhlen des David und der vornehm kluge Blick des schönen Unbekannten mit den kritischen Fältchen um die Lider. Die Haltung bestimmen gütige oder leise staunende Hände. Die schweren Lider von Multschers Heiligkreuztaler Magdalena legen sich auch über die Augen des Moses und David. Aus dem Antlitz des Dritten blickt der zum Manne gereifte zarte und besinnliche Edelknabe des Ulmer Rathausfensters. Das Überspringen der eigenen jüngsten Vergangenheit des Meisters und die Berührung mit seinen Frühwerken ist geradezu erstaunlich.

Als der Palmesel des Münsters 1464 Multschers Werkstatt verließ, hatte sich in ihr der plastische Stil schon merklich vom Sterzinger Altarwerk (1457) entfernt. Noch weiter gehen die zuletzt betrachteten Figuren. Ihre eigensinnig schwerfälligen Mantelgehäuse haben kaum noch etwas gemeinsam mit den Heiligen der 1450er Jahre. Vielleicht wurden sie nicht mehr in allen Teilen vom Meister selbst vollendet; denn am 13. März 1467 erfahren wir, daß Hans Multscher verstorben ist. Die genialen Bildwerke am Tabernakelbaldachin des Münsters zählen mithin zu den letzten großartigen Schöpfungen des für die deutsche Kunst des 15. Jahrhunderts bahnbrechenden Künstlers.

Abb. 1, 2, 3, 6, 8, 9 Dr. A. Raichle-Ulm; Abb. 4, 5, 7 Münsterbauamt Ulm.



1. Randecker Maar im Luftbild, von SO gesehen, mit Randeckhof (rechts) und Ziegelhütten (links) im Vordergrund, Ochsenwang und Breitenstein im Hintergrund; rechts die Ziefelbachschlucht, die den Maarkessel anzapfte und heute die Quellwasser aus dem Maar aufnimmt.

Was das Randecker Maar erzählt

Von Hans Schwenkel

Das Randecker Maar ist ein beliebtes Ausflugsziel, besonders für die Stuttgarter. Man besucht es in der Regel von Weilheim aus und geht zu Fuß an dem gedrechselten Kegelberg der Limburg vorbei über das reizend in das Ziefelbachtal hineingekuschelte Hepsisau durch die Ziefelbachschlucht hoch, in das Maar hinein. Man kann dann eine Albwanderung über Schopfloch zum Römerstein oder über Ochsenwang, Breitenstein, Diepoldsburg, Satteltbogen, Teck oder auch abgekürzt über den Engelhof nach Unterenningen anschließen; alle diese Wanderungen werden von irgendeiner Bahnstation im Lenninger Tal ausgehen und in Weilheim enden. Das Randecker Maar ist aber auch im Kraftfahrzeug zu erreichen, nur wird man sich da meist die Zeit zu einer geruhsamen Betrachtung und zum Versenken in dieses einzigartige Naturgebilde nicht nehmen.

Am Südrand des Maares liegt der Hof Randeck. Davon wird wohl der erste Teil des Namens kommen. Die Bezeichnung Maar stammt aus der Eifel. Dort versteht man darunter Vulkankrater, die von einem See eingenommen werden und von einem

Wall aus vulkanischen Auswurfmassen umgeben sind. Das alles sieht man am Randecker Maar nicht, nur einen tellerförmigen Kessel von 1200 Meter Durchmesser, fast kreisrund (Abb. 1), nur geöffnet gegen die Ziefelbachschlucht. Schon wenn man diese Schlucht hinaufsteigt, fällt auf, daß in ihr ein klarer, oft recht wasserreicher Bach das ganze Jahr hindurch in raschem Lauf in die Tiefe eilt, daß er sich in den Maarkessel hinein fortsetzt und aus mehreren Quellen, die im Maar entspringen, gespeist wird. Diese liegen alle ungefähr 700 Meter hoch, was sonst in dieser Gegend der Alb nicht vorkommt. Die höchste Quelle der Kirchheimer Alb ist die Lindachquelle bei Neidlingen mit 620 Meter. Man kann also schon aus den Wasserverhältnissen des Ziefelbaches schließen, daß hier etwas Besonderes vorliegt, was aus dem Rahmen fällt. In der Tat findet man schon im oberen Teil der Ziefelbachschlucht, sowie an dem Sträßchen zum Maar ein fremdes Gestein, das aus Weißjura und anderen Trümmern sowie einer grauen Grundmasse besteht, die das Ganze zusammenhält (Abb. 2). Es ist Basalttuff. Die Grundmasse ist basaltische Asche, öfters mit beigemischten kleinen Basaltkügelchen. Obwohl im Maar wenig Aufschlüsse vorhanden sind, steht doch fest, daß der ganze Kesselgrund mit diesem



2. Basalttuff in einem älteren Bruch am Hohenbohl bei Owen

Rechts oben eine Basaltader
Aufnahme H. Schwenkel

Trümmergestein ausgefüllt ist. Geht man nun dem Bachlauf innerhalb des Maares nach, so kann man an seinen Ufern aber noch etwas ganz anderes feststellen, das in der Tat bei uns einmalig ist. Es treten feinblättrige Schiefer auf, die auch bei Grabungen in den Wiesen zum Vorschein kommen und die mehr als die Hälfte des Maargrundes gegen die Südseite einnehmen, aber nicht auf die Hänge übergreifen. Im nördlichen Teil sind sie offenbar schon vom Zipfelbach fortgeführt. Man kann mit Sicherheit sagen, daß diese Schiefer Ablagerungen aus einem Süßwassersee sind, der den Kessel ausfüllte, ehe das Zipfelbachtal vorhanden war. Es besteht also die Bezeichnung Maar zu Recht, wenn auch heute davon sozusagen nur eine Ruine zurückgeblieben ist, nämlich drei Viertel des Kesselrandes und höchstens zwei Drittel der Seeablagerungen. Wir kommen auf diese Frage unten nochmals zurück.

Jedem Besucher des Randecker Maars drängt sich die Frage auf, wie nun eigentlich der Maarkessel entstanden ist und inwieweit er noch die ursprüngliche Gestalt aufweist. Eine Erscheinung, die sofort jedem in die Augen springt, ist die Überschüttung der Maarhänge, besonders der Südseite, mit ungeschichteten Kalkklötzen (Abb. 3 und 4). Bei der Ziegelhütte westlich des Randeckhofes liegen gewaltige Brocken noch außerhalb des Hanges auf der Hochfläche der Alb selbst. Die losen Blöcke müssen bei dem vulkanischen Ausbruch abgerissen und wie-

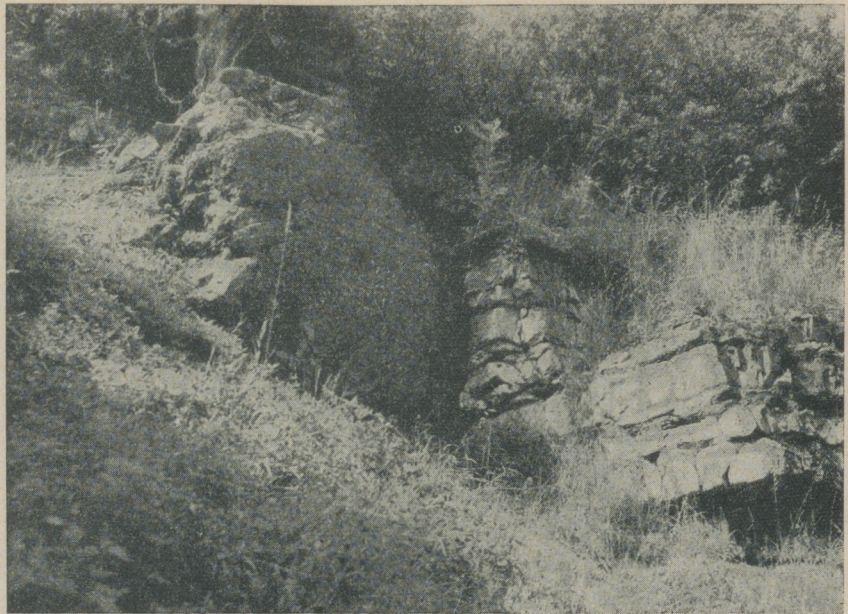
der abgesetzt worden sein. Es erhebt sich daher die Frage, welcher Art der Vulkanismus überhaupt gewesen ist, und wie wir uns den Zustand des Maares nach Beendigung des Ausbruches vorstellen müssen. Sicherlich war damals das Zipfelbachtal noch nicht vorhanden und den Albrand selbst müssen wir uns weiter nördlich denken.

Der Ausbruch des Randecker Maares steht nicht allein. Es sind heute insgesamt 160 Vulkane im Gebiet um Reutlingen, Urach, Münsingen und Kirchheim nachgewiesen, deren Lage aus Abb. 5 zu sehen ist. Die äußersten Vorkommen sind südlich Münsingen in Apfelstetten (und westlich Münsingen am Sternberg), südwestlich Reutlingen in der Altburg, bei Gingen a. d. Fils und (besonders beachtlich) nördlich Scharnhausen im Körschtal. Es war der Tübinger Professor Branco, der 1894/95 in einem großen Werk erstmals diese Vulkane beschrieb und richtig deutete. Damals waren allerdings erst 125 von ihm aufgefunden. Er nannte sie Vulkan-Embryonen, um anzudeuten, daß sie nicht völlig zur Entwicklung gelangt seien. Er nahm an, daß es sich jeweils nur um eine einzige Gasexplosion gehandelt habe, bei der mehr oder weniger weite Schußkanäle entstanden seien, deren größter mit einem Durchmesser von über einem Kilometer das Randecker Maar ist. Inzwischen hat sich allerdings nachweisen lassen, daß mindestens in 31 Fällen zwei oder drei Ausbrüche stattgefunden haben. Die ganzen Vorgänge sind höchst merkwürdig und schwie-

3. Links Basalttuff-Pfropf mit scharfer Begrenzung gegen Weißjura β ;

oberhalb Gutenberg an der Straße, als Naturdenkmal geschützt

Aufnahme H. Schwenkel



rig zu verstehen. Wir sind gewohnt, Vulkane nur in tektonisch stark gelockerten, meist gebirgigen Gegenden zu finden. In unserem Gebiet sind Beziehungen zu Spalten und Verwerfungen sehr schwer nachzuweisen, wenn auch viele der Vorkommen im sogenannten Fildergraben liegen. Im Großen ist aber das Gestein ungestört. Die letzte Ursache ist in der Belebung der Alpenauffaltung in der Miozänzeit zu suchen, in deren Folge Glutflüsse in der Tiefe nach Norden verschoben worden sind. Sie schieden Gase aus, brachten Wasser zur Verdampfung und erzeugten so hochgespannte überhitzte Gasmassen, die nach oben Auswege suchten und auf Rissen und Klüften im Gestein schließlich auch fanden, im Kaiserstuhl, im Hegau (in beiden Fällen in stark tektonisch gestörten Gebieten) und Ries ebenso wie in unserem Bereich. Daß ein heißerer Herd in der Tiefe immer noch da ist, beweist die Bohrung von Graf Mandelslohe 1844 bei Neuffen auf Steinkohle, bei der festgestellt wurde, daß die Temperatur von 11 zu 11 Meter um 1°C zunahm, statt von 33 zu 33 Meter. Auch das Austreten von Kohlensäure mit so vielen Mineralquellen in unserem Land wird als vulkanische Nachwirkung gedeutet. Es war also sicher unter dem Urach-Kirchheimer Vulkangebiet ein magmatischer Herd, der sich nach oben in Gasexplosionen entlud. Dabei wurde das Nebengestein mitgerissen und in die Luft geschleudert. Tatsächlich findet man vom Urgestein über das Rotliegende, den Bunt-

sandstein, den Muschelkalk, Keuper und Jura alle durchfahrenen Gesteine, am häufigsten aber den weißen Jura in den Durchschlagsröhren, in welche die ausgeschleuderten Bruchstücke wieder zurückfielen (Abb. 2). Doch rissen die gespannten Gase auch den basaltischen Schmelzfluß in Form vulkanischer Asche, ja sogar Tropfen desselben mit, die sich um kleine Steinchen oder Kristalle (meist Olivin) gebildet hatten und in der Luft zu kleinen Kugeln (italienisch Lapilli) erstarrten. Die vulkanische Asche mischte sich den Gesteinstrümmern in bald hohen, bald geringen Anteilen bei. Und so entstand der Basalttuff – heute bald verfestigt, bald locker – an dem wir die Vulkane überhaupt erkennen. Höchst seltsam ist die Tatsache, daß das Nebengestein kaum verändert, noch viel weniger angeschmolzen ist, ja daß es auch in seiner ursprünglichen Lagerung kaum irgendwo Störungen aufweist. Die rundlichen und elliptischen Schloten sind also ausgeraspelt und mechanisch ausgeweitet worden, indem das mit Gesteinsbrocken beladene heiße Gas mit großer Geschwindigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit ausströmte. Dies müssen wir auch für das Randecker Maar annehmen.

Während nun in der Eifel an vielen Stellen der Schmelzfluß hochstieg und ausströmte, oder im Hegau Basalt oder der blutsverwandte Phonolith den Schlot selbst hoch herauf pfropfenartig ausfüllte, hat der Basalt in unserem Gebiet die Oberfläche nirgends erreicht. Wohl aber ist er in 24 Fällen



4. Randecker Maar
mit Blick durch die
Zipfelbachschlucht zur
Limburg

Im Vordergrund lose
Blöcke von Weißjura
(Massenkalk)

Aufnahme H. Schwenkel

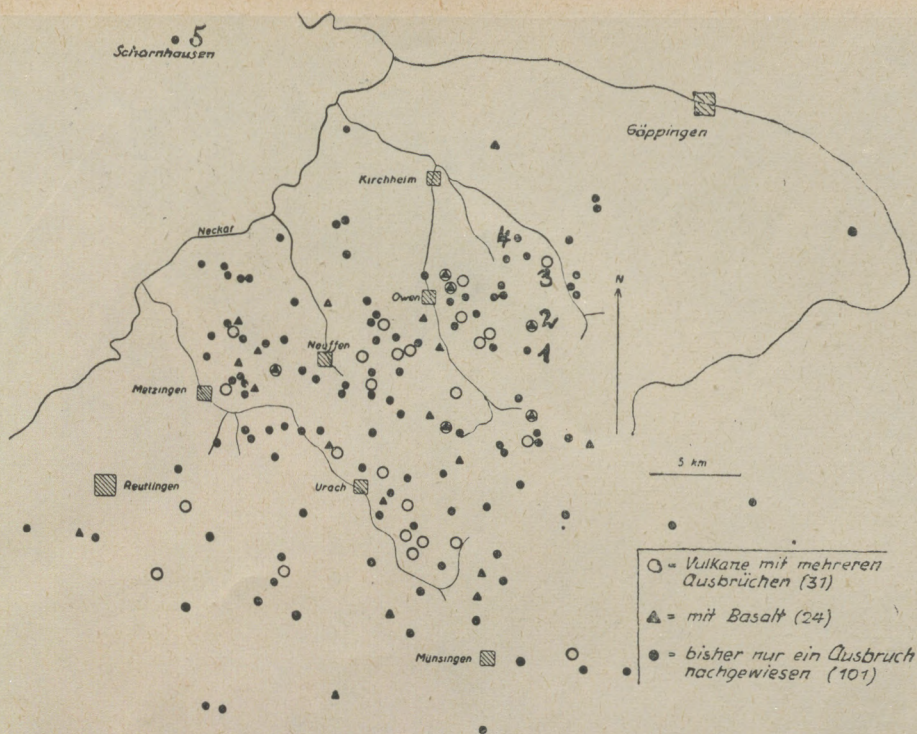
(Abb. 5) innerhalb des Tuffes hochgestiegen, in ihm steckengeblieben und erstarrt. Im Randecker Maar sind zwei Ausbrüche und Basalt nachgewiesen (Ziffer 2 in Abb. 5).

Nach der Entladung war zweifellos ein Bild entstanden, das mit dem einer gewaltigen Sprengung übereinstimmte: eine trichterförmige Erweiterung der Durchschlagsröhre, samt dem Schlot selbst angefüllt mit Asche und Gesteinstrümmern und randlich mit einem flachen Wall der Auswurfstoffe umgeben. Von diesen Wällen kann – wie wir nachher sehen werden – im Albvorland nichts mehr erhalten sein. Aber auch auf der Hochalb selbst sind diese Kraterwälle verschwunden. Daraus geht unzweideutig hervor, daß wir auch um das Randecker Maar und die anderen Maare der Alb ursprüngliche Gestalten von Vulkanen nicht mehr finden, während die wesentlich jüngeren Vulkane etwa in der Eifel sich heute geradezu modellartig darbieten (wobei dort allerdings eine viel längere Tätigkeit stattgefunden hat).

Man weiß heute, daß die Ausbrüche vor rund zehn Millionen Jahren stattgefunden haben. In so langen Zeiträumen verändert sich die Landschaft. Doch liegen auf der Alb besondere Verhältnisse vor. Sie ist – infolge der Hebung – als Kalkgebirge stark verkarstet, d. h. innerlich ausgehöhlt und zerklüftet, so daß ihre Oberfläche kein fließendes Wasser mehr halten kann. Darum kann man die Hochalb als fossile, sich gleich bleibende Landschaft ansehen, die

nur einer sehr langsamen oberflächlichen Verwitterung ausgesetzt ist und seit langem war, im wesentlichen also den unveränderten Zustand der Obermiozän- und Pliozänzeit darbietet, wenn auch in der Eiszeit da und dort durch Eisfließen etwas stärker umgeformt. Wir dürfen also wohl vermuten, daß die einstigen Sprengtrichter auf der Hochalb nicht völlig verwischt und andeutungsweise erhalten sind, so etwa rings um Donnstetten, bei Trailfingen, Hengen, Zainingen und Böttingen. In all diesen Fällen und auch am Randecker Maar dürfen wir annehmen, daß es sich bei den Mulden nicht einfach bloß um die Querschnitte der Schlote handelt, in denen der Tuff nachgesackt ist – ein solches Einsinken hat gewiß stattgefunden –, vielmehr ist zum mindesten ein Teil des alten Sprengtrichters in vielen Fällen erhalten, wohl auch am Randecker Maar. Man sieht also, daß man derartige Fragen nur in einer vergleichenden Betrachtung beantworten kann. Die oben erwähnten Jurablöcke stammen noch von dem einstigen Kraterwall, wenn sie auch am Hang später tiefer in den Kessel hineingeglitten sind, möglicherweise auch noch in der Eiszeit.

Betrachtet man den Maarkessel näher (Abb. 1), so erkennt man im Grunde desselben unregelmäßige Buckel und Bodenwellen, die auf ein Fließen des Untergrundes hinweisen, und zwar in der Richtung auf den Zipfelbach zu. Die Eintiefung des Tälchens innerhalb des Maares hat nicht bloß zu einer seit-



5. Die 156 obermiozänen Vulkane der mittleren Alb nach Rudolf Wagner

lichen Zertalung, sondern auch zu Fließbewegungen geführt. Es scheint aber auch, daß die Seeablagerungen schon früher nach unten gebogen waren, also dem Kesselgrund entsprechend abgesetzt worden sind, so daß randliche Ablagerungen nach der Mitte abglitten und dabei gefaltet wurden. Diese gefalteten Schiefer sind nachträglich verkieselt und auf diese Weise prachtvoll erhalten.

Man muß sich den Maarsee als in lichtem Laubwald gelegen vorstellen, dessen Blätter in den See hineingeweht wurden und auf den Grund sanken, wo sie zusammen mit etwas Ton Bläterschiefer bildeten. Die Blattabdrücke sind verkohlt vielfach erhalten und zu bestimmen, auch Blüten und Früchte. Es handelt sich um tertiäre Arten und Gattungen, so z. B. um den Stielfruchtbaum (*Podogonium Knorri*), einen Hülsenfrüchtler, von dem gefiederte Blätter und Früchte gefunden wurden (Abb. 6/1 und 2) und der für das Obermiozän leitend ist, sodann um den Zimtstrauch, einen Ahorn mit dreilappigen Blättern (ähnlich *Acer monspessulanum* von Südfrankreich bis zur Mosel), eine ausgestorbene Ulmenart (Abbildung 6/3), um Weiden und viele andere Arten. Doch fielen auch Libellen, Bienen und andere Insekten ins Wasser und gerieten so in die Seeablagerungen hinein, die auch kalkigen Charakter an-

nehmen können (Abb. 6/4, 5 und 6). Auch ein Skelett von einem Frosch, der noch einen kurzen Schwanz hatte, wurde gefunden.

Durch den Wellenschlag des Sees wurde der Tuff besonders am Ufer aufgearbeitet und geschichtet, so daß in ihn auch Schalen von Landschnecken und andere Hartteile hineingerieten. Darunter sind die Leitformen des Obermiozäns (Abb. 7/1 und 2). In der Kalkablagerung dagegen finden sich versteinerte Schneckenhäuschen von Schlamm- und Teller-schnecken (Abb. 7/3 und 4). Dagegen wurden in den randlichen Blockschichten Zähne eines kleinen Muntjakhirsches (*Palaeomeryx*), eines Nashorns und eines tertiären Elefanten (*Mastodon*) gefunden (Abb. 7/5, 6 und 7). Die letzteren Funde beweisen, daß die Blockschichten damals in Bewegung gewesen sein müssen, so daß sich die Zähne unter ihnen erhalten konnten. Sicherlich sind die erwähnten Tiere auf der damals schon wasserarmen Alb an den Maarsee zur Tränke gekommen.

Auch in anderen Maaren der Hochalb sind geschichtete Tuffe und Süßwasserablagerungen festgestellt, so unmittelbar südlich vom Randecker Maar im Schopflocher Moor unter dem Torf. Das Schopflocher Moor liegt in einer Mulde, aus der das Wasser nach außen nicht abfließen kann, wohl aber



6. Funde aus dem Randecker Maar. 1 u. 2 aus dem Stinkschiefer, 3–6 aus den plattigen Kalken.
 1. Samen von *Pedogonium Knorri*, einem Hülsenfrüchtler, Leitpflanze des Obermiozäns;
 2. Zweig zu 1.; 3. Blatt einer Ulmenart, *Planera ungeri*; 4. Libelle mit Larven; 5. Biene;
 6. Libellenlarve. Gr. 7/10.

Württ. Naturliensammlung

versickert es an drei Stellen unmittelbar am Rand des Moores. Basaltuff ist im Untergrund nachgewiesen. Das Moor entstand durch Verlandung eines wohl sehr flachen Sees. Am Randecker Maar sind Verlandungsschichten bis jetzt nicht nachgewiesen. Denkbar ist aber, daß der See infolge der Verkarstung der Umgebung – lange vor der Anzapfung durch den Zipfelbach – in ähnlicher Weise leer lief, wie heute das Schopflocher Moor oder die Mulden von Donnstetten und Zainingen, sonst müßte man pliozäne oder diluviale Ablagerungen im Maarboden finden, was jedenfalls bis jetzt nicht der Fall ist.

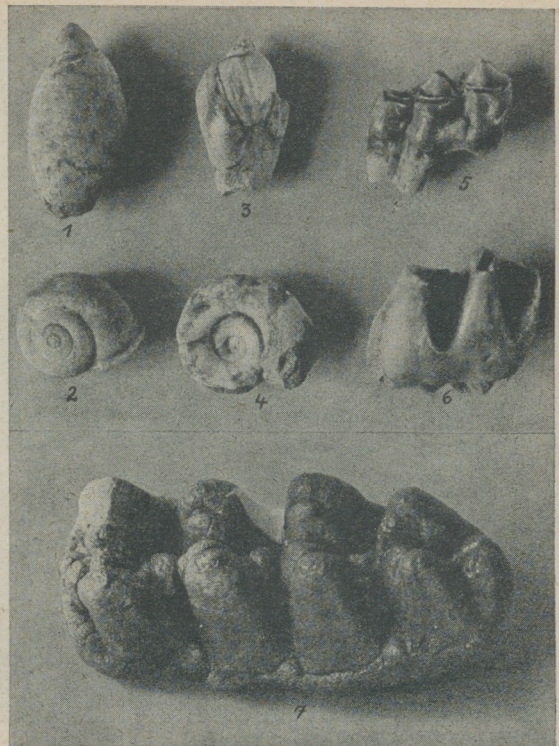
Das Randecker Maar und die vielen anderen Vulkane, deren größte die Limburg bei Weilheim, der Jusi und der Georgenberg bei Pfullingen sind, vermögen uns aber noch wichtigere Fragen, nämlich solche über die Entstehungsgeschichte unserer Landschaft und über die Alb zu beantworten. Im Volk ist vielfach die Meinung verbreitet, die auffallenden, oft wie gedrechselten

Vulkanberge im Albvorland, die meist als Bühl, Bohl oder Bölle bezeichnet werden, seien durch vulkanische Tätigkeit aufgeschüttet worden, ohne zu bedenken, daß dann auch auf der Hochalb solche Vulkane vorkommen müßten, während es dort Mulden und Maare gibt. Auch widerspricht dieser Deutung der gleichartige Aufbau dieser Kegelberge: in der Mitte steckt ein Pfropfen aus Basaltuff, mit viel Weißem Jura – oft in großen Schollen – gespickt. Der Tuffpfropfen ragt heraus und an ihn lehnen sich normal die Schichten des Braunen oder Schwarzen Jura an, als ob sie von dem Tuffpfropfen gehalten und geschützt würden. In der Tat sind diese Berge alle sogenannte Pfropfenberge, wie die Hegauberge, nur daß die Pfropfen aus Basaltuff bestehen, nicht aus Phonolith oder Basalt. Der Basaltuff ist meist fest verkittet und stellt nichts anderes als die oben geschilderte Schlotausfüllung dar (Abb. 2).

Aber wie entstanden diese Berge? Ein Fund aus dem Basaltuff von Scharnhausen warf ein höchst

bedeutsames Licht auf diese Frage. Dort fand nämlich Deffner Brocken von Weißem Jura mit Fossilien von Weißjura β . Also müssen dort vor zehn Millionen Jahren diese Gesteine angestanden haben, sonst hätten sie nicht in den Krater hineinstürzen können. Also stand damals der Albrand fast vor den Toren des heutigen Stuttgart. Die Teck und der Beurener Fels sind 20 Kilometer vom Scharnhäuser Vulkan entfernt. Also ist in zehn Millionen Jahren der Albrand um 20 Kilometer zurückgewichen und alles Gestein, das fehlt, ist seither durch das Wasser fortgeführt worden (Abbildung 8). Bei diesem Abtragungsvorgang sind also die Vulkanberge herausgeformt worden, die ursprünglichen Maare haben sich in Berge verwandelt. Maar und Berg sind am Südrand des Randecker Maars hintereinander zu sehen (Abb. 4). Im Bereich des Braunen Jura sind die Kegelberge noch sehr deutliche Erhebungen, und zwar um so höher, je näher sie der Alb stehen und je dicker die Pfropfen sind. Im Bereich des Schwarzen Jura sind die Hügel schon ganz flach geworden oder treten im Gelände überhaupt nicht mehr hervor, so der Basaltuff von Scharnhäusen und viele andere.

Wir haben also Vulkane, die noch Maarcharakter haben. Dann solche, bei denen das Maar schon angeschnitten ist (Randecker Maar) oder zum Teil schon freisteht, sich aber noch an die Alb anlehnt (Jusi) oder solche, die völlig frei stehen und noch beträchtliche Höhe haben (Limburg, Georgenberg, Hohenbohl bei Owen) und schließlich flache Kuppen (Egelsberg) bis zu völliger Einebnung (Scharnhäusen). Unsere „Vulkane“ im Albvorland stellen also eine Abtragsreihe von ursprünglichen Maarvulkanen dar, die in zehn Millionen Jahren entstanden ist. Wenn man überschlägt, daß der Albrand infolge der Erosion vom Neckar her (anfänglich vielleicht noch durch Donauzuflüsse, Urlone und Urlauter auf dem Rücken der Alb) in tausend Jahren um 2 Meter durchschnittlich zurück-

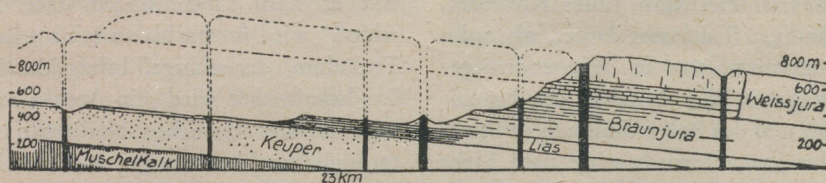


7. Aus den Seeablagerungen des Randecker Maars: 1 und 2 aus dem gelben Tuff, 3 und 4 aus den Kalkschichten, 5 bis 7 aus den Blockschichten. 1 *Palaeoglandina gracilis porrecta*, eine räuberische Landschnecke, Leitform des Obermiozän; 2 *Tropidomphalus incrassatus*, Landschnecke, Leitform des Obermiozäns; 3 *Radix socialis dilatata*, Schlammschnecke; 4 *Coretus cornu mantelli*, Tellerschnecke; 5 Unterkieferzahn von *Palaeomeryx bojani*, eine Art Muntjakhirsch; 6 Unterkieferzahn von *Rhinozeros*. 1-6 Gr. $\frac{2}{3}$; 7. Unterkieferbackenzahn von *Mastodon angustidens*, Tertiär-Elefant. Gr. $\frac{1}{3}$.

Württ. Naturliensammlung

wich, so muß man zugeben, daß dies ein sehr hoher Betrag ist, und daß daher der Zeitraum von zehn Millionen Jahre für die Abtragsarbeit nicht als zu lang erscheint.

Das alles muß man bedenken, wenn man das Randecker Maar besucht.



8. Das Zurückweichen des Albrandes seit der Zeit der vulkanischen Ausbrüche im Obermiozän und die Abtragsreihe der Basaltuff-Pfropfen vom Maarzustand auf der Albhochfläche zum Bohl oder Bölle des Albvorlandes. Die Tuffröhre links ist die von Scharnhäusen. Beim Ausbruch dieses Vulkans lag der Albrand bei Stuttgart (punktierte Linie). Seitdem ist er um 20 km zurückgewichen; in zehn Millionen Jahren sind auf einem Streifen von dieser Breite 600 m Gestein abgetragen worden

Nach Georg Wagner



Julius Kornbeck, Ernte am Neckar bei Nürtingen. Im Besitz der Stadt Nürtingen

Einem schwäbischen Maler zum Gedächtnis — Julius Kornbeck

Von Erich Rummel

Dreißig schicksalschwere Jahre sind am 3. Mai 1950 vergangen, seitdem Julius Kornbeck, der Meister der schwäbischen Landschaft, auf seinem Schloßchen in Oberensingen die immer so hellen und fröhlichen Augen zum letzten Schloß schloß. Ein Schwabe aus altem Schrot und Korn war mit ihm dahingegangen, unvergessen für jene, die ihn kannten. Seinem Wunsche entsprechend fand der Künstler unter den alten Bäumen des Friedhofes in Winnenden seine letzte Ruhestätte.

Am 21. Juli 1839 ist Hermann Julius Kornbeck, wie sein vollständiger Taufname lautet, als Sohn eines Kameralamtsverwalters in Winnenden geboren. Schon während des Besuches der Lateinschule in Marbach und des Polytechnikums in Stuttgart entdeckt der junge Mensch seine tiefe Liebe zur Malerei. Aber nach dem Willen seines Vaters wurde er Architekt. So sehen wir ihn nach beendetem Studium unter Morlocks Mitarbeiterstab beim Bau des alten Stuttgarter Bahnhofs. In der Erkenntnis, daß sein Herz nur der Malerei gehöre,

sattelt der erst Fünfundzwanzigjährige noch rechtzeitig um und belegt 1864–65 seine ersten Semester auf der Kunstschule in Stuttgart. Hier zählt er bald zu den besten und begabtesten Schülern von H. Funk. 1866–69 finden wir ihn auf der Akademie in München, 1869–73 in Düsseldorf. Dann wandert er nach altem Brauch ins Ausland. In den Bergen der Alpen, in England und Frankreich sieht er sich um. Aber er bleibt, was er allzeit gewesen ist, der unverfälschte und treue Sohn seiner schwäbischen Heimat. So kehrt der junge Kornbeck nach Deutschland zurück. Die Natur blieb sein bester und alleiniger Lehrmeister. Ihr hat er es in erster Linie zu verdanken, daß er der Meister der schwäbischen Landschaft geworden ist. Im Jahr 1895 siedelt er nach Oberensingen über. Das „hintere Schloß“ wird fortan bis zu seinem Lebensende sein Tuskulum, der ruhige, behagliche Landsitz. Die Landschaft aber wird sein Atelier.

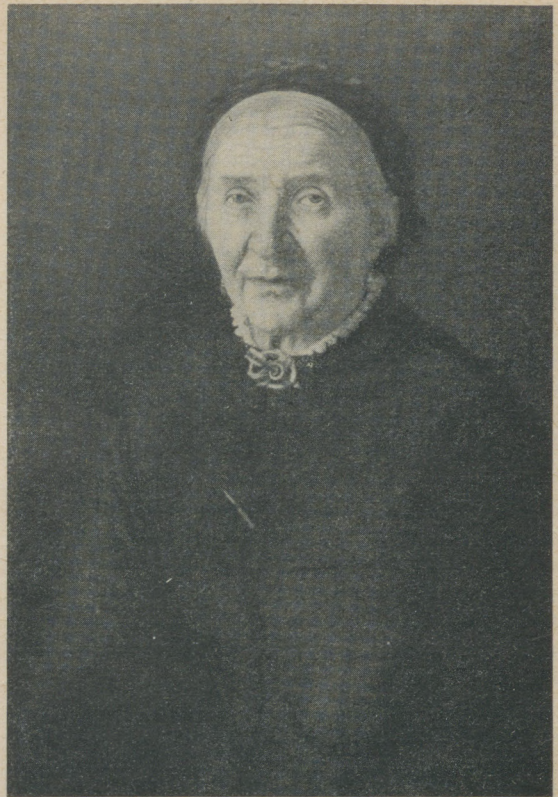
Hier in dem herrlichen Neckartal und seiner ursprünglichen Umgebung entstehen seine Bilder. Jedes Bächlein, jedes Wehr, die Bauernhäuser und die Mühlen hält er mit seinem Pinsel fest, und er holt die alten knorrigen Eichen und die verwitterten Weidenstämme am Wasser auf seine Leinwand. Kein Blatt, keine Blume, kein Grashalm scheint

ihm zu entgehen. Geleitet von seiner Heimatliebe wird Kornbeck zu einem typisch deutschen, ja sagen wir schwäbischen, Vertreter des Naturalismus. Zu allen Jahreszeiten ist er in seinem Revier. Sein Auge ist scharf und seine Hand sicher, dabei bleibt er stets liebenswürdig im Umgang mit Menschen. Böse kann er nur werden, wenn man mit Axt und Spaten in seine Landschaft eingreift und ihr die Urwüchsigkeit ihrer Romantik nimmt. Das Neckarland und seine nähere Umgebung hat es ihm besonders angetan. Er ist ebenso „in den Berglen“ bei Winnenden als auch auf der Alb zu Hause. Ob es die waldgekrönten, vielfach burgenumstandenen Berge sind, oder ob es sich um die lieblichen Wiesen an der Aich handelt, in allen Stimmungen des Tages hat er sie wiedergegeben, in Regen und Sonnenschein, im ersten frühen Licht des neuen Morgens, in der heißen Glut der Mittagssonne und im langsam verdämmernden Abend. Überaus eindrucksvoll sind auch die Bilder, die er bei aufkommendem Gewitter malte.

Mitten in diese Bilder hinein hat er die Menschen und Tiere gestellt. Schafe im Gebirge, Schafe im Walde und Schafe auf der Weide, Kühe am oder im Wasser, vielfach an die Biberacher Braith und Mali erinnernd, und doch jeder Zoll an ihnen ein echter Kornbeck, vor allem durch die feine graue Tönung, die sich mit der Landschaft verbindet. Auch den Menschen draußen in der Natur bei der Arbeit, den Bauern in der Ernte hat Kornbeck nicht übersehen. Er war „kein Stürmer und Dränger in der Kunst, aber ein Heimatkünstler voll Innigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindungen, ein schwäbischer Meister von ausgesprochener persönlicher und künstlerischer Eigenart, den das Volk liebte, wie er es liebte“.

Weniger bekannt ist, daß Kornbeck auch als Porträtist ein Meister war. Sein kleines Selbstbildnis sowie das Bildnis des Heller-Bäsele und vor allem auch die Bilder seines Vaters und seiner Frau, mit der er bis zu seinem letzten Tage in der glücklichsten Ehe lebte, erinnern noch an die feinen und zarten Bildnisse der Biedermeierzeit.

Zwang ihn der Abend, Pinsel und Palette beiseite zu legen, dann griff er oft in die Tasten seines Flügels, um sich in Beethoven zu verlieren. Eine ganze Sammlung von Musikinstrumenten nannte er sein eigen. Neben einem altertümlichen Spinett, das er fast ausschließlich für die Werke Mozarts bevorzugte, besaß Kornbeck allein drei Klaviere! Hatte ihn doch schon sein alter Lateinlehrer in Marbach die ersten Anfangsgründe der Musik gelehrt, und



Heller-Bäsele. Im Besitz von Apotheker Weitbrecht, Nürtingen

zu gerne nur würde dieser gesehen haben, daß sein so begabter Schüler selber einmal Musiker geworden wäre. Wenn auch das Schicksal anders entschied, der Musik ist er trotzdem treu geblieben. Wenn wirs nicht wüßten, seine Gemälde lehrtens uns, in ihnen ist Musik.

Mit 70 Jahren wird ihm der Titel „Professor“ verliehen. Aus dem Jüngling von einst ist inzwischen ein alter, gütiger Herr mit schneeweißem Haar geworden. Immer noch leuchtet der Schalk aus seinen Augen. Unter der liebevollen Pflege und der stets gleichbleibenden rheinischen Fröhlichkeit seiner Gattin, die in ihrer Ehe dem Mutterglück entsagen mußte, darf sich der Künstler eines ungetrübten Lebensabends bis in sein hohes Alter erfreuen. Da trifft ihn Anfang 1920 ein Schlaganfall.

Draußen ist es längst Frühling geworden. Der Garten seines Schloßchens in Oberensingen ist erfüllt von dem Summen der Bienen und dem Zwitschern und Jubilieren der Vögel. Und es ist ein einziges Blühen landauf, landab, als wollte das Neckartal seinen alten Freund rufen. Still und ohne Schmerzen nimmt er am 3. Mai 1920 Abschied von seiner Heimat, die er so sehr geliebt hat.

Wenn einmal die Geistesgeschichte der letzten Generation geschrieben würde, so müßte den bedeutenden Kunsthistorikern, welche die Epoche rund um 1900 hervorgebracht hat, ein verhältnismäßig breiter Raum gewährt werden. Unter den hervorragenden Namen dürfte der Otto Fischers (geboren 1886 in Reutlingen) nicht fehlen. Er war einer der ersten, der den Blick über Europa hinaus nach Asien richtete. Schon in jugendlichem Alter schwebte ihm eine Synthese europäischer und ostasiatischer Kunstgeschichtsschreibung vor und seine Ansicht ging dahin, daß sich die Kunstgeschichte erst dann dem Ziel einer objektiven Forschung nähere, wenn sie sich auf die ganze Menschheit und die ganze Vergangenheit erstreckte und daß also auch das Wesen der Kunst erst auf Grund einer solchen universalen Forschung wirklich ergründet werden könne. Das hochgesteckte Ziel war wohl nie ganz zu erreichen, allein der Grundsatz als heuristisches Prinzip doch äußerst wertvoll und jedenfalls zeugte es für den umfassenden Geist des jungen Forschers, der damals wohl kaum damit rechnete, daß er einmal zum Ehrenberater der chinesischen Reichsmuseen ernannt würde.

Wer das Glück hatte, dem Kunstkennner und Gelehrten Otto Fischer in späteren Jahren persönlich nahe-zukommen, konnte sich dem Eindruck des Außerordentlichen nicht entziehen. Eine hohe, früh kahle, ungewöhnlich wohlgeformte Stirn und auch die übrigen Züge riefen die Erinnerung an ostasiatische Kunstwerke, an gewisse Buddhastatuen, genauer an eine ganz bestimmte Kwan-non der Tang-Zeit wach, so daß man gar nicht überrascht war zu erfahren, daß Fischer nicht nur die ostasiatische Kunst vollendet zu interpretieren wisse, sondern auch die chinesische Kultur von Grund auf, ja teilweise die chinesische Sprache beherrsche, so daß es ihm möglich war, gelegentlich sogar chinesische Forscher durch Entzifferungen, die bisher unmöglich schienen, zu verblüffen. Das Erstaunlichste indessen war, daß er einem schwäbischen Gemälde des 15. oder 19. Jahrhunderts mit gleich großer Feinfühligkeit und Aufgeschlossenheit gegenüber trat wie einer Landschaft des Tung Yüan oder Wang Wei. Aber nicht nur das Urteil auf Grund des Genusses stand ihm zur Verfügung, sondern auch außerordentliche sprachliche Fähigkeiten, die Ausfluß einer sehr hohen Allgemeinbildung und einer besonderen Begabung zugleich waren und ihn zunächst schwanken ließen, welchen Beruf er wählen sollte. Fischer war außerordentlich frühreif. In einem Alter, in dem andere erst anfangen, nämlich mit 21 Jahren, wurde er bereits von Wölfflin, der damals sehr hohe Anforderungen stellte, mit einer grundlegenden und gründlichen Arbeit über die Salzburger Malerei, natürlich mit dem höchsten Epitheton promoviert. Gleichzeitig aber hatte ihn schon die chinesische Malerei in ihren Bann gezogen, so daß er schon zwei Jahre später einen Aufsatz über die chinesische Kunsttheorie veröffentlichte und im

Jahre 1912 sich an der Universität Göttingen mit einer Schrift über die chinesische Malerei habilitieren konnte. Aus dieser Arbeit ging die „Chinesische Landschaftsmalerei“ hervor, die 1920 zuerst erschien und von der Fischer selbst sagen konnte, daß sie ihm die Anerkennung der Männer gebracht habe, an deren Urteil ihm am meisten gelegen sein mußte. Einige Jahre später gab Fischer – von kleineren, wenn auch oft für die Forschung sehr wichtigen Arbeiten nicht zu reden – den Band über Indien, China und Japan in der Propyläen-Kunstgeschichte heraus, so daß man sagen kann, sein Wissen und seine Wertungs- und Auswahlfähigkeit seien in dieser Hinsicht nicht ungenützt geblieben.

Konnte es für diese Anlagen eine schönere Erfüllung geben als die lange vorgesehene, durch den ersten Weltkrieg verhinderte, aber im Herbst 1925 mit Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, des Auswärtigen Amtes und des Reichsinnenministeriums unternommene einjährige Reise nach Japan, China und Java. Es war einer der Glücksfälle in unserer an Unglück sonst überreichen Geschichte, und das Glück fiel diesmal keinem Unwürdigen in den Schoß. Er hat dem günstigen Geschick den schönsten Dank abgestattet durch das ein Jahrzehnt später erschienene wunderschöne Buch „Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan“, wozu später noch das über Java und Bali kam. Der Reiz des Buches liegt darin, daß hier nicht nur ein hochbegabter Forscher von seinen Einsichten in das Wesen der Kultur- und Kunstdenkmale berichtet, sondern daß ein Stilist von ungewöhnlich hohem Rang den Leser an seinem Erleben der Landschaft und des Landes und ihrer hervorragenden Vertreter teilnehmen läßt. „Worauf es mir ankommt“, schrieb er, „sind nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern ein Begreifen der Lebens- und Denkweise der Menschen, ein Erfassen des gesamten Komplexes der Kultur Japans und Chinas, wie sie mir zum Erlebnis geworden ist. Die Landschaft und die Baukunst, Plastik und Malerei, Religion und Weisheit, Dichtung und Musik, Tanz und Theater, die Tracht und Bräuche des Volkes wie die hohe Bildung der feinsten Geister habe ich in buntem Wechsel erleben dürfen. Osten und Westen sind nicht mehr zu trennen, und wenn der Abend dem Morgen die Hand reicht, vollendet sich ein Tag der Menschheitsgeschichte.“

Seine ostasiatischen Interessen und Untersuchungen waren so vielseitig und erforderten solche Anstrengungen auch von einem disziplinierten geistigen Arbeiter wie Fischer, der den Schreibtisch erst mehrere Stunden nach Mitternacht zu verlassen pflegte, daß sie wohl genügt hätten, um ein Forscherleben zu füllen, aber sie bildeten nur eine Seite in der Tätigkeit des Gelehrten. Gehörte er zu dem seltenen Typ des Schwaben, der weit über das immer kleinlicher gewordene Land, dem er entsproßte, hinauswuchs und insofern an seine längst verlorenen besten Traditionen erinnerte, so fühlte er sich doch stets mit seiner württembergischen Heimat

verbunden, obwohl er mütterlicherseits Schweizer Abkunft war. Ja, er übersah es vollkommen, daß er hier weder freundlich aufgenommen noch freundlich verabschiedet wurde und gab seine Neigung zu Kunst und Künstlern dieses Landes nie auf.

Noch kurz vor seinem Tode äußerte er, seine heutigen Landsleute freilich weit überschätzend: „meine Schwaben werden als erste das Wertvollste am Menschen wieder auferstehen lassen. Umsonst sind nicht die größten Geister in meinem Schwabenland geboren worden.“

Während seiner mit viel Verdruß verbundenen Tätigkeit als Direktor des Museums der bildenden Künste in Stuttgart von 1921–1927 veranstaltete er eine Ausstellung der schwäbischen Malerei und Plastik des 19. Jahrhunderts und schrieb, fußend auf Vorarbeiten des unvergeßlichen Hans Otto Schaller ein Buch über die Schwäbische Malerei des 19. Jahrhunderts, die er, ohne sie damit über Gebühr herausheben zu wollen, in ihrer Eigenart erkannte und würdigte. Wie immer bei Fischer sind das Schönste auch an diesem Buch die geradezu vollendeten Bildbeschreibungen und individuellen Charakteristiken der Künstler. Freilich, er kannte auch die Einengung und Begrenzung, die das Volk der Schwaben sich selbst gesetzt hatte, und so war er sich im klaren darüber, daß die Stuttgarter Galerie nicht weiter vom Durchschnitt genährt werden dürfe, sondern endlich Anschluß an berechnete europäische Wertungen finden müsse. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Absichten zu verwirklichen und es blieb bei einigen im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die er hatte, besonders schätzenswerten Erwerbungen wie zum Beispiel der herrlichen „Böhmischen Landschaft“ des C. D. Friedrich, der ausgezeichneten Genreszenen des Januarius Zick und eines delikaten Maulpertsch. Hervorgehoben sei die Entdeckung des „Maulbronner Altars“ von 1432, den er in einem völlig ruinierten Zustand auffand, der aber durch die Arbeit des Restaurators inzwischen zu einem Anziehungspunkt der Galerie geworden ist. Außerordentlich erschwert hat er sich seine Lage durch eine ganz hervorragende Ausstellung moderner deutscher Malerei (1924), die die schönsten Bilder von Franz Marc, Dix, Klee, Hofer, Kokoschka, Nolde usw. enthielt, da maßgebende Kreise in Stuttgart in den ausgestellten Werken nicht Kunstwerke, sondern Erzeugnisse entarteter Gehirne zu sehen glaubten. Es bedurfte eines zweiten Weltkriegs mit all seinen Schrecken und Verwüstungen, um die Gegner Fischers zu belehren, wie sehr er im Recht war und wie sehr die im Unrecht waren, die ihm seine Förderung der modernen Kunst zum Vorwurf machten. Es waren diejenigen Kreise, aus denen gewollt oder ungewollt im sogenannten dritten Reich die Aktion hervorging, die die Ausrottung der modernen Kunst zum Polizei- und Staatsprinzip machte, und die die Schuld tragen, daß die Stuttgarter Galerie und mit ihr viele andere Museen noch vor den Kriegs-

verlusten um ihre moderne Abteilung und damit um hohe unersetzliche Werte gekommen sind.

Glücklicherweise gab es jenseits der Berge Leute, die über eine Kraft ersten Ranges wie Fischer besser Bescheid wußten und ihn nach Basel holten, wo er, zugleich als Professor an der Universität dozierend, die Erstellung des herrlichen neuen Museums durchführte. Eine große Zahl sehr wesentlicher Neuerwerbungen, darunter die skandalöserweise von deutscher Seite freigegebene einzigartige Tafel des Basler Meisters von 1445 mit den Heiligen Antonius und Paulus gelangen ihm, bis er allerdings auch dort der Meute mißgünstiger Intriganten erlag. Von Haus aus wohlhabend, erbaute er sich ein schönes Haus in Ascona und widmete sich, in seine große Bibliothek vergraben, ausschließlich der privaten wissenschaftlichen Tätigkeit, die weiterhin zwischen Ostasien und Europa geteilt blieb. Seiner alten Liebe entsproß ein Buch über einen der bedeutendsten württembergischen Maler, Hans Baldung Grien, nachdem er schon 1920 ein volkstümliches Werk über Dürer veröffentlicht hatte, und schließlich eine große Geschichte der deutschen Malerei, der ein ähnlicher Band über die Graphik folgen wird.

Doch konnte er sich dieser ruhigen Tätigkeit nicht lange erfreuen. Die Auseinandersetzungen, die seine idealistische Tätigkeit auch in Basel heraufbeschworen hatte, waren nicht ohne Nachwirkungen geblieben. Im Jahre 1938 erlitt er einen Zusammenbruch, von dem er sich nicht mehr ganz erholte, wozu noch kam, daß er wie alle geistig Veranlagten und Fantasiebegabten unter den unsinnigen Vernichtungen des zweiten Weltkrieges, obwohl abgetrennt, besonders litt.

Also ein Mann, der sich nicht durchzusetzen vermochte, der mehrfach scheiterte? Nichts wäre verkehrter, als so zu urteilen. Im Gegenteil müßte man sagen: endlich ein Mann, der den Mut zum Scheitern hatte. Gerade darin liegt das Vorbildliche von Otto Fischer, daß er das besaß, was den Deutschen meist abgeht, nämlich Zivilcourage und daß er sich nicht mit allem abfand, was von durchschnittlichen Köpfen durchzusetzen versucht wurde. Es ist von geringerer Bedeutung, ob wir – des löblichen Brauches, das Gedächtnis hervorragender Männer zu ehren, völlig entwöhnt und durch allzu viele Fehlbewertungen kompromittiert – uns heute des Verlustes bewußt werden oder nicht, ob wir von ihm Notiz nehmen oder gar nicht nehmen können: ein Gehirn wie das des allzu früh Verstorbenen, ein Geist von solcher Weltweite und solcher Möglichkeit des Aufnehmens, Interpretierens und Weitergebens von Kunsteindrücken wird nicht mehr so bald entstehen und wenn, so wird er noch früher den mißgünstigen Einflüssen der Zeit und der Zeitgenossen erliegen bzw. überhaupt nicht mehr zur Entfaltung kommen. Der Fall Fischer ist daher ein schon wahrhaft historisch gewordener – wenigstens für die Deutschen.

H. Th. Musper

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund

Erläuterungen

Die Erläuterungen wollen die vorstehende Übersicht, das „Inhaltsverzeichnis“, anschaulich machen und dabei deutlich die Gesichtspunkte herausstellen, welche für die volkskundliche Forschung fruchtbar sein dürften.

Die Darstellung bedient sich der hinweisenden Beschreibung, der Anregungsfrage und der Aufzählung in Stichwörtern.

Die Einteilung nach Kapiteln darf den Benutzer nicht dazu verleiten, jedes Sondergebiet für sich allein zu betrachten. Das volkstümliche Leben ist ein Ganzes; sein ungeteiltes Bild muß hinter aller volkskundlichen Arbeit stehen.

Häufiger als in der Übersicht ist von Kapitel zu Kapitel verwiesen; diese Verweise sollen jedoch nur die aller- notwendigsten Fingerzeige geben. Nicht selten finden sich dagegen Einzelheiten des einen Kapitels in einem anderen wieder, weil fast jede Tatsache von verschiedener Fragestellung und von besonderem Sachzusammenhang aus angesehen werden kann und muß.

Die Einheit der einzelnen Kapitel sollte in den Erläuterungen nicht mehr zerrissen werden; deshalb ist auf eine Unterteilung mit Hilfe von Ziffern verzichtet. Die in der Übersicht genannten Einzelpunkte erscheinen jedoch alle wieder in den Erläuterungen zu dem betreffenden Kapitel, teils mehr teils weniger ausführlich behandelt; nicht immer allerdings folgt die Darstellung genau der in der Übersicht eingehaltenen Ordnung der Unterteile.

I. Siedlung

(In den unmittelbaren Zusammenhang
gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln II,
III, IV, XV, XVIII, XXII.)

Der Einzelne (Mann, Frau, Kind) und die Gemeinschaft werden in ihrer Lebensart, in Wohnung, Kleidung, Lebensweise, Sitte und Brauch geprägt von ihrer Umgebung, von der Großstadt, der Mittelstadt, der Kleinstadt, dem Dorf; seinerseits gestaltet der Mensch auch wieder seine Umgebung. Die wechselseitige Einwirkung schafft das Bild des städtischen und dörflichen Lebens; seine Züge ändern sich mehr oder weniger mit dem Ablauf der Jahre. Es ist wichtig, die zu gleicher Zeit und am gleichen Ort vorhandenen verschiedenen Ausprägungen zu beobachten, wie sie durch die Folge der Generationen bestimmt sind, und stets zu fragen: wie verhalten sich jeweils die Alten, wie die Menschen mittlerer Jahre und wie die Jungen?

Großstadt

Ein Teil der Großstädter ist im Amtsviertel tätig, ein anderer lebt und arbeitet im Geschäftsvier-

tel und Handwerkerviertel, ein anderer wohnt im „Kleinleuteviertel“. Besondere Menschentypen (nicht bloß an der allgemeinen Lebensart, sondern auch an der Umgangssprache festzustellen) prägen sich in solchen Stadtteilen aus, auch im Industrieviertel, in der Vorstadt, in den Mietskasernen, im Villenviertel, in der Kleinsiedlung und in der Neusiedlung im besonderen. Natursehnsucht und wirtschaftliche Nutzung schufen die Gartenstadt, das „Gütle“, die Schrebergärten. Was man dort am Feierabend und am Wochenende tut, ist der Beobachtung wert. Ebenso: wie alle diese Menschen wohnen; wie sie sich ihre Wohnung einrichten („Gute Stube“, Wohnküche usw.), in welchem Raum sie hauptsächlich leben.

Der Charakter der Plätze und Straßen ist Ausdruck der Volksart, Namen von Stadtteilen, Straßen und Plätzen gleichfalls. Wie verhält man sich zu Stellen, an denen früher einmal Straßen verliefen oder Häuser standen? Auch die Denkmäler geben eine besondere Note, ebenso die Art, wie sich die Stadtbewohner zu ihnen stellen, ihr Leben und Treiben in den Grünanlagen, einesteils werktags mit spielenden Kindern und strickenden, schwatzenden Frauen, andernteils sonntags mit Stadtbesuchern vom Lande auf den Bänken. Die Versammlungsplätze lassen Beobachtungen über die Volksart zu; ebenso die Spazieranlagen, der „Bummel“ auf einer Hauptstraße mit seinen Menschentypen, die Menschen vor den Kaufläden, in den Warenhäusern, an den Vergnügungsstätten, an und im Bahnhof, auf dem Sportplatz, im Freibad. In Gemeinschaftsgebäuden sind Beobachtungen möglich, in Versammlungshallen, Konzerthäusern, im Lichtspielhaus, im Theater, in der Markthalle. Wichtig sind die Gaststätten. Während Hotels sich internationaler Nivellierung nähern, zeigen die Gasthöfe mehr den örtlichen Städter. Gewisse Gesellschaftsschichten bevorzugen die kleine Gastwirtschaft, die Kneipe, die Schnellgaststätte; der Beobachtung wert ist auch die Gartenwirtschaft. Die Kaffeehäuser haben teilweise ihr eigenes Publikum. Die Ausflugsorte der Stadtumgebung lassen Beobachtungen zu. Mancher Städter (aus welchen Schichten?) hält ein Wochenendhaus (welcher Art?). Was treiben die verschiedenen Gesellschaftsschichten am Wochenende? Was treiben die Städter in ihren Ferien? Landaufenthalte von Gemeinschaften, Jugendorganisationen, Wanderungen, Zelten liefern Stoff zur Beobachtung.

Wie verhält sich der Großstädter zu seinen Mitmenschen im Umgang, wie im Geschäftsbetrieb, auf der Straße, in der Straßenbahn, im Lokal, im Hause und zu Hause? Welches sind seine Ausspannung, seine Zerstreuung, seine Vergnügungen? Was treibt er am Feierabend? Wo spielen die Kinder und was (vgl. XVIII, XXIII)? Woher bezieht der Großstädter seine Weiter-

bildung? Inwieweit bestimmen sichtbare Reklame, Warenanpreisung und Straßenhandel das Bild der Stadtteile oder der Straßen? Wie verhalten sich die Menschen dazu?

Mittelstadt

Die meisten der oben aufgeworfenen Fragen und Gesichtspunkte gelten auch für den Menschen der Mittelstadt. Worin aber ist er anders? Wieweit hat sich in der oder jener Stadt geschichtliche Eigenart außer im Baulichen auch im Wesen der Bewohner (Umgangssprache beachten!) gehalten? Man denke an alte Reichsstädte oder Kleinresidenzen. Wie steht es mit Handwerkergeist und Kaufmannsgeist, wie haben sich Industrialisierung oder auch Großstadtnähe auf die Bewohner ausgewirkt? Manchmal hat sich landwirtschaftliche Restbevölkerung (Bauern, Weingärtner) noch gehalten. Ihre Eigenart? (Beispiel: Die Gogen in Tübingen).

Kleinstadt

Wie unterscheidet sich der Kleinstädter vom Bewohner der größeren Stadt in all den angeführten Punkten? Welcher Ortscharakter kommt hinzu? Worauf ist der Kleinstädter örtlich stolz? Kennzeichnend ist der Ablauf seines Tages, sein Feierabend, sein Sonn- und Festtag. Wie ist sein geselliger Verkehr, und wie verhält er sich zum Verwandten, zum Fremden, zu Besuchern, Zugezogenen, Nachbarn? Tagesgespräche in einer Kleinstadt. Die Art der Bewohner spiegelt sich auch in der Presse. Kennzeichnend können sein die Straßen und Plätze, Häuser und Wohnungen, Gärten und Gasthäuser. Was berichten der Friedhof, seine Grabmäler und Inschriften? Örtliche Denkmäler? Wieweit wirkt sich Geschichtliches in der Art der Bewohner aus?

Dorf

Die Dorfgemeinschaft ist etwas Gewachsenes. Wie kommt dies bei ihren Mitgliedern zum Ausdruck? Wie gliedert sich die Dorfbevölkerung auf? Großbauern und Kleinbauern, Häusler. Welches ist die Stellung von Zugezogenen?

Bäuerliches Dorf, Arbeiter-Bauerndorf, verstädtertes Industriedorf, Arbeiterwohndorf? Inwieweit sind unter diesem Gesichtspunkt Unterschiede in der Umgangssprache bemerkbar (angestammte Ortsmundart, Annäherung in verschiedenem Grad an die Sprache der Stadt – welcher? – bzw. an die Schriftsprache; Unterschiede zwischen den verschiedenen Altersstufen!)? Dasselbe gilt für die Lebens- und Umgangsformen (vgl. XVIII). In die soziale Gliederung wirkt manchmal herein der alte Herrenhof, das Schloß, das Pfarrhaus, neuerdings auch die Fabrik. Welche Rolle spielt der Lehrer für die Gemeinschaft, für Erwachsenenbildung, für Fest und Feier, für persönliche Beratung? Welche anderen Persönlichkeiten sind sonst noch von Bedeutung für das dörfliche Leben?

Was bedeuten im Leben der Bewohner Kirche, Rathaus, Gemeindehaus, Gemeindebackofen und Waschküche, Kelter, Turnhalle und ähnliches? Das Dorfwirtshaus. Wie wirkt der Fremdenverkehr (Autoreisende, Wirtschaftsbesucher, Tagesausflügler, Wochenend-, Ferienbesucher)?

Die Rolle des Dorfplatzes, der Dorflinde, der Festwiese, des Sportplatzes, des Dorfbrunnens (u. a. Kindlesbrunnen). Gibt es einen Verkündplatz? Wo liegt er? Örtliche Eigenart des Friedhofs (Anlage, Pflege).

Welche Orts-, Hof- und Hausnamen sind vorhanden und gebräuchlich (vollmundartige Form!), bei welchen Gelegenheiten benützt man sie, und wie erklärt man sie sich?

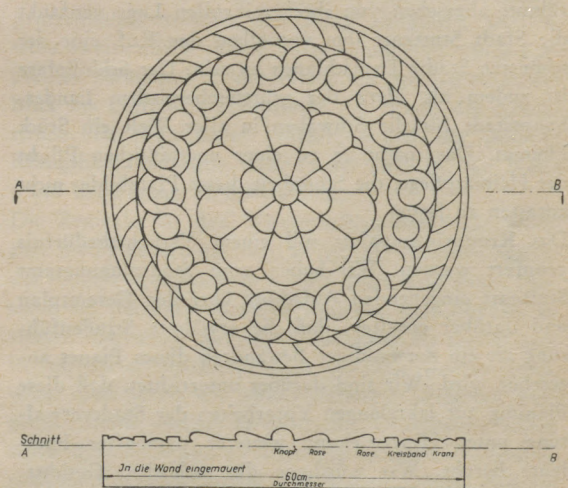
Einzelsiedlung

Wie unterscheiden sich die Bewohner einer Streusiedlung, eines kleinen Weilers, eines Einzelhofes von denen des Hauptdorfes? Das Verhältnis zum Kirchdorf? Was verbindet die Bewohner von Einzelsiedlungen mit dem Tagesgeschehen und dem Volk (Zeitung, Rundfunk, sonntäglicher Kirchgang)?

Freiheitsrose

am Lutz'schen Haus in Hohenhaslach

(Nach einer dem Schwäb. Heimatbund von Herrn Oberlehrer Knapper in Backnang gestifteten Zeichnung)



Das Haus, eines der beiden „Freihäuser“ im Ort, sei im Besitz eines Freibauern gewesen und habe Verfolgten als Schutzort gedient. Die Rose in leicht farbig getöntem Holzschnittwerk ist nicht beim Hauseingang, sondern auf der Rückseite am Weg zur hinteren Haustür eingemauert.

Wo ist ähnliches bekannt? Zeichen und Benennung? Einzelheiten über Häuser mit Schutzrecht? Handhabung dieses Rechts?

Mitteilungen erbeten von der Württ. Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart N, Hegelplatz 1/II, Lindenmuseum.

Nocheinmal Kronprinzenpalais!

Der Schwäbische Heimatbund hat an das Staatsministerium nachstehendes Schreiben gerichtet:

Wenn wir uns die Freiheit nehmen, bei der höchsten Stelle des Landes vorstellig zu werden, so möge uns zur Rechtfertigung dienen, daß es in einer Angelegenheit von höchster Bedeutung für das ganze Land Württemberg geschieht, in der die Entscheidung der Gesamtregierung zukommt.

Nach den Wiederaufbauplänen der Stadt Stuttgart soll die Planie in gerader Fortsetzung jenseits der Königsstraße über das Gelände des Kronprinzenpalais weitergeführt und dieses dazu ganz oder zum größten Teil abgebrochen werden. Damit würde in der an namhaften Bauten so arm gewordenen Stadt Stuttgart ein architektonisch bedeutendes großes Gebäude vernichtet, die bauliche Umrahmung des Schloßplatzes, die eine städtebauliche Einheit und ein baugeschichtliches Gesamtmonument ersten Ranges ist, auf beinahe die halbe Länge der Nordwestseite aufgerissen und die Geschlossenheit des Platzes unrettbar zerstört.

Die Stadt Stuttgart besitzt nur einen größeren Platz von hervorragender städtebaulicher Bedeutung, nämlich den Schloßplatz. Dieser Platz aber ist weithin berühmt: abgesehen von ihrer reizvollen Lage verdankt die Stadt Stuttgart ihm vor allem den Ruf, eine der schönsten Städte Deutschlands zu sein. Der Schloßplatz ist zudem als Herz der württembergischen Landeshauptstadt für die Schwaben in aller Welt ein Stück Heimat. Das macht es zu einer unerläßlichen Pflicht der Heimatpflege, die Schönheit dieses Platzbildes nicht antasten zu lassen.

Das Kronprinzenpalais soll einem Verkehrsbedürfnis geopfert werden. Wir haben vom Stadtplanungsamt Stuttgart eingehenden Aufschluß über den Gesamtplan und darüber erhalten, daß die erwähnte Straßenführung als ein notwendiger Bestandteil dieses Planes angesehen wird. Wir sind darüber unterrichtet, daß diese Planung auf jahrelangen Vorarbeiten der Stadtverwaltung unter Hinzuziehung weiterer namhafter Fachleute beruht. Wir würdigen die sachlichen Gesichtspunkte, die für die gerade Verlängerung der Planie geltend gemacht werden, die beiden künftigen Hauptverkehrslinien in der Längsrichtung des Tales (Nekarstraße-Hauptstätter Straße und Heilbronner Straße-Rote Straße-Rotebühlstraße) sollen Querverbindungen im Zug der Paulinenstraße und der Schillerstraße erhalten. Da diese beiden Querverbindungen annähernd anderthalb Kilometer auseinander liegen und die am Hauptbahnhof vorbeiführende Querverbindung ohnehin sehr stark belastet sein wird, kann die Notwendigkeit einer weiteren Querverbindung in Fortsetzung

der Charlottenstraße und der Planie nicht bestritten werden. Die bestehende versetzte Querverbindung Planie-Kanzleistraße soll dem wachsenden Verkehrsbedürfnis nicht genügen. Sie soll nur die halbe Verkehrshäufigkeit einer geradlinigen gestatten; eine mechanische Verkehrsregelung durch Lichtzeichen soll unmöglich sein.

Wenn hiernach zuzugeben sein mag, daß unter dem einseitigen Gesichtspunkte des Wagenverkehrs die geplante gerade Fortsetzung der Planie die beste Lösung wäre, so stellt sich die Frage dahin, ob das Kronprinzenpalais dem Verkehrsbedürfnis oder ein Stück Verkehrsbedürfnis der Erhaltung des Kronprinzenpalais und damit des Schloßplatzes geopfert werden soll.

Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß die volle Befriedigung des behaupteten Verkehrsbedürfnisses mit jenem Opfer unverantwortlich teuer erkaufte wäre und andererseits dem Verkehr die mit der Erhaltung des Kronprinzenpalais verbundene Beeinträchtigung zugemutet werden kann.

Vor einem Vierteljahrhundert schon ist von Verkehrsfachleuten die Behauptung aufgestellt worden, die versetzte Straßenkreuzung Planie-Kanzleistraße sei für den wachsenden Verkehr untragbar. Noch heute aber wickelt sich der Verkehr, wie wir auf Grund täglicher eigener Beobachtungen behaupten können, an dieser Stelle zu allen Tageszeiten ohne nennenswerte Schwierigkeiten oder Verzögerungen ab, obgleich neben den anderen Fahrzeugen die Straßenbahnwagen der Linien 1, 12, 14, 15, 2 und 21 und zahlreiche aus der Fürstenstraße ausbiegende Verkehrsautobusse diese Kreuzung berühren. Und die Kosten eines Verkehrsschutzmanns ist die Erhaltung des Schloßplatzes wahrlich wert.

Die erwähnte Planung geht selbst davon aus, daß die Königsstraße künftig keinen Autodurchgangsverkehr mehr aufnehmen, sondern vorwiegend dem Personenverkehr dienen soll. Für diesen aber würde eine sehr breite Querstraße (es wird von 60 m gesprochen) ein großes Hindernis bilden.

Wir bitten das Staatsministerium in erster Linie um eine Entscheidung dahin, daß das Kronprinzenpalais erhalten bleiben muß und die Verkehrsplanung sich hierauf einzustellen hat. Zum mindesten aber bitten wir, eine gegenteilige Entscheidung nicht jetzt schon zu treffen, sondern unter anderem mit Rücksicht darauf zu verschieben, daß damit das Schicksal des Schloßplatzes für alle Zeiten besiegelt wäre, während die tatsächliche Durchführung des Rote-Straßen-Planes zweifelhaft erscheint und alle den jetzigen Planungen zugrunde liegenden Annahmen von Verkehrsbedürfnissen durch nicht vorhersehbare Zukunftsentwicklungen hinfällig gemacht werden können.

So oder so halten wir es für berechtigt und geboten,

jetzt die notwendigen Mittel aufzuwenden, um durch geeignete technische Maßnahmen die Erhaltung des Kronprinzenpalais zu sichern.

gez. *Präsident Dr. Neuschler*

In diesem Zusammenhang verdient das Gutachten des Württ. Landesamts für Denkmalpflege besondere Beachtung:

Ich komme Ihrem Wunsch, Ihnen meine Gedanken zu der Frage Kronprinzenpalais darzulegen, sehr gerne entgegen und möchte zu diesem Zweck auch auf die Entstehung der Geschichte des Schloßplatzes eingehen, weil sie nicht nur die wichtige Periode der ersten nachmittelalterlichen Stadterweiterung darstellt, sondern aus ihr auch am besten die Funktion des Platzes im Gesamtorganismus unserer Zeit hervorgeht.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Platz, auf dem sich das Neue Schloß erhebt, und die heutigen Schloßplatzanlagen bis zur Erbauung des Schlosses offene Gartengelände waren und nur beiderseits der Königstraße in der Gegend des heutigen Königsbaues einige wenige Häuser standen. Der außerordentlich kühne Entschluß, in dieses Freigelände und ohne jede bauliche Beziehung zur Stadt das Schloß zu stellen, ist erst, nachdem zahlreiche andere Pläne schließlich verworfen wurden, gefaßt worden. Er ist erst verständlich, wenn dieses Schloß zugleich die Basis für eine neue Stadt bildete, die neben der Altstadt entstehen sollte. Tatsächlich ist auch dieses neue Stuttgart in dem Gebiet jenseits der Königstraße, wenn auch erst unter König Friedrich, emporgewachsen.

Für einen Barockbaumeister war es eine Selbstverständlichkeit, den Schloßneubau architektonisch in Beziehung zu seiner Umgebung zu bringen. Diese mußte in unserem Falle aber erst geschaffen werden. Der endgültige Entwurf sah daher vor dem Schloß einen streng symmetrisch geformten Architekturplatz mit geschlossenen Wänden vor, der dem Schloß nicht nur die Bedeutung verleihen sollte, die ihm nach der Anschauung des Barock als Sitz des Regenten gebührte, sondern ihm auch städtebaulich jene Bedeutung und Selbständigkeit gab, die ihm ohne den Rückhalt dieses Platzes und ohne Einordnung in diesen neuen Rahmen durchaus gefehlt hätte.

Dieser großartige Plan ist nie Wirklichkeit geworden. Geldmangel und die kriegesischen Ereignisse um die Jahrhundertwende ließen erst unter König Wilhelm I. die Wiederaufnahme der Schloßplatzgestaltung, insbesondere der noch fehlenden Westwand, die das Gegengewicht zum Neuen Schloß bilden sollte, zu. Daß auf die Pläne des 18. Jahrhunderts nicht mehr zurückgegriffen werden konnte, war klar. Inzwischen war der Klassizismus zur Herrschaft gelangt, der Platz mit geschlossenen durchgebildeten Wänden, die auf eine Dominante, das Schloß, ausgerichtet waren, war nicht mehr seine Sache. Es bilden sich nunmehr Plätze ohne zusammenhängende Wände, ihre Weite wird mit einzelnen Baukörpern begrenzt. Überall in Deutschland

gibt es dafür Beispiele. Auch der Schloßplatz spiegelt diese Entwicklung wieder. Die wichtigste Seite des Schloßplatzes, die dem Schloß gegenüberliegende, wurde mit zwei Monumentalbauten geschlossen, zuerst dem Kronprinzenpalais (1846), dann dem Königsbau (1856); die bereits vorhandenen Bauten – Altes Schloß, Alte Kanzlei und Prinzenbau, die nach dem Barockplan hinter Kolonnaden verschwinden sollten – wurden jetzt zur Platzbegrenzung mit einbezogen. Nicht mehr die absolute Symmetrie, sondern ein abgewogenes Gleichgewicht einzelner Baukörper bildete die Grundlage der neuen Lösung. Die beiden Neubauten der Westseite sind sorgfältig in ihren Größenverhältnissen aufeinander abgestimmt. Das Kronprinzenpalais leitet mit seiner größeren Höhe zu dem hohen Geschäftshaus des großen Bazars, der damals schön stand, und zu den später entstehenden Geschäftshäusern der oberen Königstraße über. Es beherrscht zugleich die Platzwand an Kanzlei- und Fürstenstraße, ohne jedoch den langgestreckten, mit Rücksicht auf das Schloß niedrig gehaltenen Königsbau zu erdrücken, dessen kräftiges Relief in bewußtem Gegensatz zu der feinen Gliederung des Kronprinzenpalais steht.

Der Schloßplatz ist trotz seiner durchbrochenen Wände bis jetzt eine in sich geschlossene Einheit und wurde stets als solche empfunden. Er ist der einzige große Platz der Stadt, der ein eigenes Gesicht besitzt; was spätere Zeiten an Plätzen geschaffen haben, ist nicht einmal der Erwähnung wert. Der Abbruch des Kronprinzenpalais zerstört den Platz endgültig, weil er seine zweitwichtigste Wand aufreißt und ihn seines Eckpfeilers beraubt. Von der Planie aus gesehen stößt der Blick ins Leere, die Hauptsache der Stadt, die Königstraße, ist nicht mehr fühlbar, zumal der isolierte Königsbau allein nicht mehr in der Lage ist, die Westwand des Platzes zu beherrschen.

Die Zentrale für den Wiederaufbau der Stadt Stuttgart macht neuerdings den Vorschlag, die linke Hälfte des Kronprinzenpalais stehen zu lassen und seinen Portikus vor die Fürstenstraßenfront des Rumpfhauses zu setzen. Abgesehen davon, daß es mehr als zweifelhaft ist, ob dieser überhaupt noch gehalten werden kann, wenn nicht sofort die offene Fürstenstraßenfront aufgebaut wird, verliert er durch die Umkehrung seiner Achse seine Funktion als wichtiges Bauglied der Schloßplatzwand. Immer wieder muß betont werden, daß die klassizistische Schloßplatzanlage aus einer Neben- und Gegeneinanderstellung etwa gleichwertiger Baukörper mit ausgesprochener Zuwendung zum Schloßplatz besteht, und es untragbar ist, aus dieser Einheit einen der wichtigsten wegzunehmen und dafür eine sechszig Meter breite Lücke aufzureissen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit, über das Schicksal des einzigen Platzes der Stadt Stuttgart entschieden wird, der in seiner Gesamtheit nicht nur internationale Berühmtheit besitzt, sondern auch auf beschränktem Raum und

daher um so wirkungsvoller die städtebauliche und geschichtliche Vergangenheit der Landeshauptstadt verkörpert. Haben wir denn noch einen so umfangreichen Bestand an Baudenkmälern, daß wir es uns leisten können, auf die Erhaltung eines einzigartigen Stadtbildes zu verzichten? Wenn irgendwo, so ist hier die Aufgabe vorgezeichnet. Sie erfordert eindeutig die Wiederherstellung, und diese kann, ohne daß man dem vorhandenen Bestand Gewalt anzutun braucht, auch durchgeführt werden.

Angeblich widersprechen dem die Verkehrsnotwendigkeiten. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß nur die Verkehrsfachleute der ZAS den Abbruch des Gebäudes für erforderlich halten.

Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es grundsätzlich verfehlt ist, den Durchgangsverkehr durch das Stadtzentrum zu leiten und dazu noch die Hauptverkehrsader der City überqueren zu lassen. Es müssen und können Wege gefunden werden, ihn unter Umgehung der Altstadt in die neue Rote Straße oder in die Neckarstraße zu lenken. Für den örtlichen Verkehr reichen aber die jetzigen Verbindungen zum westlichen Stadtteil aus.

Es muß auch verlangt werden, daß, ehe ein Einbruch in den Bestand des Schloßplatzes erfolgt, die Straßen gebaut werden, die die Umgehung der Altstadt ermöglichen.

Jedenfalls darf die Tyrannei des Verkehrs nicht so weit gehen, daß der Schloßplatz nicht wieder gutzumachenden Schaden davon trägt. Es ist Aufgabe des Städtebauers, sich mit Hindernissen auseinanderzusetzen und tragbare Lösungen zu finden, es ist aber keine schöpferische Lösung, den zwar einfachsten, aber für das Stuttgarter Stadtbild folgenschwersten Weg einzuschlagen.

gez. Dr. R. Schmidt

Frühjahrsveranstaltungen des Schwäbischen Heimatbundes

Vorträge

Am 15. März hielt in Stuttgart in einem mit etwa 180 Personen vollbesetzten Hörsaal der Technischen Hochschule Prof. Dr. Schwenkel seinen mit Spannung erwarteten Lichtbildervortrag „Die schwäbische Landschaft der Zukunft“. Der Vortragende ging von der Feststellung aus, daß der Mensch seine Stellung als Herr der Schöpfung mißbraucht habe, um alle von Gott gegebenen natürlichen Ordnungen aufzuheben. „Die Wüste droht“ und zwar infolge der Fehler des Menschen. Um Abhilfe zu schaffen, darf man sich nicht damit begnügen, museumsartige Naturschutzgebiete zu hegen: es gilt die lebendige Natur zu schützen. In welcher Weise, wurde an einer langen Reihe von Lichtbildern, Beispielen und Gegenbeispielen, klar gemacht, wobei auch die Bedeutung des Waldes in ein helles Licht gerückt wurde. Die Hecken wiederum bewahren den Boden vor dem „Aushagern“ durch den Wind, sie schaf-

fen die für das Pflanzenwachstum nötige „Lufruhe“, sind dem Bodenklima der Pflanze günstig und schützen gegen den Frost. Sodann wurde die Gefahr der Bach- und Flußkorrekturen behandelt, die vor allem in der zu schnellen Abführung des Wassers und in der Senkung des Grundwasserspiegels besteht. Professor Doktor Schwenkel forderte eine Art Haushaltsplan der Wasserverhältnisse und die Schaffung von wissenschaftlichen Unterlagen für notwendige Eingriffe, ja überhaupt eine Durchplanung des ganzen Landes auf das örtliche Klima hin. Der Idealplan einer in diesem Sinn bereinigten Flur wurde vorgeführt. Wie die Landschaft der Zukunft bei uns aussehen muß, inwieweit hierin gesündigt wurde und was wieder gut gemacht und besser gemacht werden soll, dies alles wurde jedem der Anwesenden deutlich. Mit dem Bilde von Ludwig Thoma „Der Hüter des Tals“ schloß der über zwei Stunden dauernde Vortrag, der nicht zuletzt durch die persönliche Gesinnung, die von ihm ausging, wirkungsvoll war.

Die vom Schwäbischen Heimatbund gemeinsam mit den Volkshochschulen des Landes veranstalteten Vorträge wurden laufend fortgeführt. Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden sprach am 15. März in Wangen über „Eine Kunstwanderung durch den Kreis Wangen“ und am 27. März in Gerabronn über „Eine Kunstwanderung durch den Kreis Mergentheim“. Am 15. März sprach Dr. h. c. Feucht in Öhringen über „Bäume und Wälder. 40 Jahre Lichtbildarbeit“. Die Volkshochschule Winnenden brachte am 16. März einen Lichtbildervortrag von Dr. Koepf „Kunstland um den Bodensee“, am 4. April einen Farblichtbildervortrag von Prof. Dr. Wentzel „Meisterwerke schwäbischer Glasmalerei des Mittelalters“. Dieser Vortrag wurde auch im Landkreis Göppingen, und zwar in Deggingen und in Süssen, gehalten. Der Vortrag von E. Nestle „Hohenstaufenburgen in Apulien“ wurde in Böhmekirch angesetzt. Professor Dr. Schwenkel sprach in Heilbronn über „Friedhofspflege von heute“. Staatsarchivrat Dr. Stemmler hielt in einer zusammen mit dem Süldgauer Altertumsverein und der Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins sowie der Katholischen Bildungsgemeinschaft durchgeführten Veranstaltung in Rottenburg seinen Vortrag „Das Gebiet der Grafschaft Hohenberg in seiner geschichtlichen Entwicklung“.

Kornbeck-Ausstellungen

Über den 30. April und den 1. Mai fanden in Nürtingen und Winnenden Gedächtnisausstellungen des Schwäbischen Heimatbundes für den Heimatmaler J. Kornbeck statt, der vor dreißig Jahren am 3. Mai in Oberensingen bei Nürtingen verstarb und in Winnenden beigesetzt wurde.

Beide Ausstellungen dürfen als ein Stück wohlgelungener Heimatpflege so, wie sie sich der Bund vorstellt, bezeichnet werden. Dies sowohl im Hinblick auf ihre große Volkstümlichkeit, die sich in überaus stattlichen

Besucherzahlen äußerte, wie auch auf die Art und Weise ihres Zustandekommens, das dem Zusammenwirken aller Heimatfreunde zu verdanken ist. Besonders die Nürtinger Ausstellung darf als eine „demokratische“ Tat ersten Ranges auf dem Gebiet der Heimatpflege bezeichnet werden. Die Besitzer der Bilder, darunter die Nichte J. Kornbecks, Frau Maria Mittler sowie dessen Pflegerin Fräulein Genkinger, der Nürtinger Mittelemann des Bundes, P. Haller, sein künstlerischer Beirat, Kunstmaler Ruoff, Professor Holder als Leiter der Lehrerbildungsanstalt, welche die Säle zur Verfügung stellte, Stadtbaumeister Bisinger, der für die Aufstellung der Kojen Sorge trug, und viele, viele andere trugen zum endlichen guten Gelingen wesentlich bei. In Winnenden war es vor allem Bürgermeister Schwab, der sich tätig für die Ausstellung einsetzte, so daß diese hier als eine gemeinsame des Bundes und der Stadt durchgeführt werden konnte. In den Eröffnungsfeiern beider Ausstellungen sprach Dr. Schahl über das Leben und Werk Kornbecks. Ausgehend von der Erkenntnis, daß das Geheimnis des Stils in der künstlerischen Persönlichkeit und im Menschen liege, stellte er zunächst Kornbeck – vor allem an einer Reihe von Anekdoten – als die herzhafteste und kernigste, unverwundliche, kindlich heitere und tief humorvolle Kraftnatur dar, als die ihn noch einige der Anwesenden kannten. Er führte sodann aus, wie diese Natur Kornbeck befähigt habe, zum Meister einer Kunst zu werden, die ihrer Form nach als Naturalismus impressionistischen Einschlags, ihrem Gehalt nach als Heimatmalerei bezeichnet werden kann. Naturalismus ist die unerhörte Sachlichkeit seiner Bilder – ob er einen Hammelkopf, den Kopf des Dienstmädchens oder ein Huflattichblatt malt, gilt ihm gleich –, ferner die Zufälligkeit und Ungewähltheit seiner Bildausschnitte. Impressionistisch ist die hohe malerische Qualität seiner Gemälde, die mit den Farben im Licht musizieren. Aber dieses in die Farben auseinandertretende Licht und diese im Licht harmonierenden Farben, sie sind ihm keine „Impression“, kein Eindruck, sie sind ihm der Ausdruck der Liebe, mit der er alles zusammenschaut, seiner Heimatliebe, die keine Staffage, keine Statisten duldet, sondern den Menschen in seiner ländlichen Arbeit, die Tiere und die Pflanzen alles in allem zusammensieht und untereinander als Glieder eines Leibes und Teile eines Ganzen, eben der heimatlichen Landschaft, verbindet. Bewundernswert ist seine unversieglige Schöpferkraft. Er arbeitete, als gälte es, die ganze Welt nach dem paradiesischen Bild, das er in seinem liebenden und treuen Herzen trug, umzuschaffen. Seine Bilder waren dem Kinderlosen die Frucht seines Lebens, die Kinder seiner Heimatliebe. Er gab sie ungern her, wie es einem rechten Vater wohl ansteht. Solches künstlerische Vaternum aber rührt an ein göttliches Geheimnis. Während die Ausstellung in Winnenden einige sehr bezeichnende Ölgemälde, Aquarelle und Bleizeichnungen aus Kornbecks früher Winnender Zeit um 1865 bis 1866

brachte – die ersten noch in der Art Waldmüllers von fast harter, glasierter Farbigkeit –, war das große Ereignis der Nürtinger Ausstellung eine Anzahl von Ölstudien – darunter von leuchtender Luft und Wolken – welche bezeugten, daß Kornbeck nicht vergebens sechsmal in Paris gewesen war und sich die dortigen Impressionisten gut angesehen hatte. Genau besehen sind ja auch seine ausgeführten Gemälde aus farbigen Flecken und Tupfen zusammengesetzt. Noch ereignisvoller und schlechthin erstaunlich indessen waren fünf Bildnisse aus den achtziger Jahren – ein sechstes war in Winnenden zu sehen aus dem Besitz des Freundes Kornbecks W. Lachenmann, der bei der dortigen Eröffnungsfeier zugegen war –; erinnern sie doch in ihrer malerischen Kostbarkeit und der Zärtlichkeit, mit der das Leben der farbigen Oberfläche nachgetastet wird, in ihrer echt künstlerischen Lösung, die von außen nach innen geht und nicht psychologisiert oder charakterisiert, an die Bildnisse eines Leibl.

Der Heimatbund gab im übrigen in Nürtingen die Anregung, daß so, wie sich Biberach sein Braith- und Malimuseum geschaffen habe, Nürtingen das Material zu einem Kornbeck-Museum zu sammeln beginnen möge, solange es noch zu haben sei.

Für Liebhaber von Kornbeckbildern besteht die Möglichkeit über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes mit Besitzern solcher Bilder in Verbindung zu treten, welche diese abzugeben geneigt sind.

Kreistagungen

Zu der Kreistagung in Ravensburg am 19. März fand sich in dem altherwürdigen prächtigen Rathausaal der glücklicherweise unversehrten stolzen Welfenstadt eine stattliche Zahl von Heimatfreunden zusammen. Nach Eröffnungsworten des Vereinsleiters widmeten Oberbürgermeister Dr. Sauer und Landrat Sailer der Versammlung warme Begrüßungsansprachen, die vom Verständnis für die Bedeutung der Heimatpflege zeugten. Der städtische Archivar, Studienrat Dr. Dreher, führte alsdann, nachdem der Vereinsleiter einiges über die Bundestätigkeit berichtet hatte, unter interessanten Erläuterungen durch eine für die Gäste der Tagung vorbereitete Ausstellung alter Ravensburger Urkunden, die lebhafteste Beachtung fanden. Die Hauptveranstaltungen am nachmittag und abend bestritt der Orgelsachverständige des Landesamts für Denkmalpflege Dr. Supper. In dem herrlichen Münster des Klosters Weingarten und in Weissenau erläuterte er einem gespannt lauschenden großen Zuhörerkreis den Bau und die Aufstellung der köstlichen oberschwäbischen Barockorgeln, wobei Chordirektor Feifel die Schönheit der Weingartner Orgel zu Gehör brachte. Am Abend hielt Dr. Supper in dem dichtgefüllten Saal des Evangelischen Vereinshauses einen ungemein fesselnden Vortrag über „Barockorgeln in Ton und Bild“, wobei er unter lehrreichen, durch Farblichtbilder ergänzten

Ausführungen über die Geschichte des Orgelbaus an Hand von selbst gefertigten Tonaufnahmen erlesene Tonwerke vorführte, die auf der besonders schönen, von J. Gabler gebauten Ochsenhausener Orgel gespielt wurden. Dieser Vortrag wurde mit größtem Beifall aufgenommen. Ein geselliges Zusammensein im kleinen Kreise beschloß die gelungene Tagung.

Die Kreistagung in Schwäb. Gmünd am 1. April 1950 führte zum erstenmal seit dem Kriege die Gmünder Heimatfreunde in dem freundlicherweise zur Verfügung gestellten Saal des Lehrerseminars zusammen. Auch hier wurden die Begrüßungsworte des Vereinsleiters behördlicherseits mit Ansprachen von Landrat Burkhard und Oberbürgermeister Kah erwidert, in denen die Notwendigkeit und der Wert der Heimatpflege und die gerade der Stadt Gmünd durch ihre kunstgeschichtliche Vergangenheit auferlegte diesbezügliche Verpflichtung unterstrichen wurden. Nach Ausführungen des Vereinsleiters über Ziele und Arbeit des Bundes im Aufbaujahr 1949 fand zunächst eine geschäftliche Aussprache statt; Oberlehrer Wille wurde als künftiger Leiter der Ortsgruppe Gmünd vorgeschlagen und von der Versammlung mit lebhafter Zustimmung als solcher begrüßt. Er dankte seinem zurücktretenden Vorgänger, dem um das Zustandekommen der Tagung hochverdienten Stadtoberbaurat Dr. Schneider, den er unter herzlichem Beifall zu seinem auf diesen Tag fallenden 25jährigen Jubiläum als Vorstand des Stadtbauamtes beglückwünschte. Hierauf berichtete Dr. Schneider über seine Untersuchungen zur Geschichte der Befestigungswerke der Stadt. Er besprach die drei Befestigungskreise, den innersten um das Münster mit dem Glockenturm aus der Zeit um 1100, den mittleren aus der Zeit um 1240 – eine nach staufischem Muster unter Verlegung der Mittelachse geschaffene Anlage – und den äußersten des frühen 14. Jahrhunderts. Eine anschließende Führung gab Gelegenheit, die ältesten Befestigungsreste anzusehen. Der Abend gehörte einem Lichtbildervortrag des Rektors der Technischen Hochschule Stuttgart und Ordinarius für Kunstgeschichte, Prof. Dr. Otto Schmitt, der in seinen mit begeistertem Beifall aufgenommenen Darlegungen ein ungemein fesselndes Bild von dem Leben und Schaffen des Meisters Peter Parler aus Gmünd entwarf. Ein Denkstein unter der Büste des Meisters Peter im Prager Dom unterrichtet uns über sein Leben und Werk. Als 23jähriger kam er nach Prag, wo er Matthias von Arras ablöste, dem nur die Unterteile des Domchors angehören. 1353–1386 schuf er das berühmte in Glas aufgelöste Triforiumsgeschoß. Aber auch grundrißlich war er beteiligt: an dem Pseudoquerschiff, an der Wenzelskapelle (die ganze westliche Hälfte des Doms gehört dagegen in das 20. Jahrhundert!). Auch die Allerheiligenkapelle und die Moldaubrücke in Prag gehören ihm an. 1360 wurde Kolin von Peter Parler begonnen, das einen echt Parlerschen Chor in der Art besitzt, wie wir ihn von der

Heiligkreuzkirche Gmünd, dem Werk des Vaters Heinrich Parler (ab 1351) kennen, das heißt also mit den geschlossenen Wandflächen des Chorumgangs, die durch Einziehung der Strebebögen gewonnen worden sind. Solche eingezogene keilförmige Strebebögen treffen wir auch in Kuttenberg an, das sich somit ebenfalls als ein Werk des Meisters Peter ausweist. Schließlich gibt uns ein jüngst aufgefundener Grabstein sein Todesjahr: 1399. Größer noch denn als Architekt war Peter Parler als Plastiker. Wenn das Parlerzeichen an der Holzstatue Wenzels im Prager Dom die Urhebererschaft Parlers nahelegt, so wird diese zur Gewißheit für die Grabdenkmale der Przemysliden, insbesondere Ottokars I. und II., und zwar auf Grund der sogenannten Wochenrechnungen. Sie bezeugen, daß Meister Peter einen unerhörten, neuen Zug in die entstofflichte körperlose Plastik seiner Zeit brachte: eine fast schon der Zeit der Renaissance gemäße gedrängte Daseinsfülle. An den Figuren des Südportals versuchte schließlich der Vortragende den jungen Peter nachzuweisen.

Kreistagung in Calw. Am 22. April fand in Calw die erste Kreistagung des Schwäbischen Heimatbundes statt. In dem mit Blumen geschmückten Saale des beflaggten Rathauses hieß in Vertretung des dienstlich abwesenden Bürgermeisters der erste Beigeordnete Oberingenieur Frick die zur Eröffnungssitzung um 15 Uhr Versammelten namens der Stadtverwaltung willkommen, wobei er die Notwendigkeit der Heimatpflege unterstrich. Nach kurzen einleitenden Worten des Vereinsleiters richtete Landrat Geißler eine Ansprache an die Versammlung, in der er seine Freude über die Veranstaltung der Kreistagung kundgab und der Heimatpflege die volle Unterstützung der öffentlichen Verwaltung zusicherte. Der Vereinsleiter teilte mit, daß der verdienstvolle Vertrauensmann des Bundes, Rechtsanwalt Ernst Rheinwald, aus gesundheitlichen Gründen dieses Amt nicht länger beibehalten könne; er sprach ihm namens des Vorstandes des Bundes den wärmsten Dank für seinen langjährigen hingebenden und erfolgreichen Einsatz für den Heimatschutz aus. Als geeigneten neuen Kreisheimatpfleger stellte der Vereinsleiter unter Zustimmung der Versammlung den in Ebhausen bei Nagold wohnhaften Dr. Friedrich Heinz Schmidt, früher Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung in Bayreuth, vor, den eine vielseitige einschlägige Ausbildung und berufliche Betätigung (u. a. als Mitarbeiter in der von Dr. Dölker geleiteten Arbeitsgruppe für Volkskunde des Schwäbischen Heimatbundes) hiezu berufen erscheinen lasse (von Dr. Schmidt stammt der Aufsatz über den Dinkel, das schwäbische Korn, in Heft 2 unserer Zeitschrift). Nach einem Bericht des Vereinsleiters über den Wiederaufbau und die Tätigkeit des Bundes im letzten Jahre, wobei die das ganze Land berührenden Fragen des Wiederaufbaus von Stuttgart gestreift wurden, führte Oberbaurat Lütze, der Leiter der im Gang befindlichen Nagoldkorrektur

in Calw, zunächst durch die die Hochwasserkatastrophe von 1946 und die geplanten Abhilfemaßnahmen veranschaulichende Ausstellung und anschließend über die Baustellen; die rege Aussprache bewies, daß die Bauverwaltung mit vollem Verständnis für die Gesichtspunkte des Heimatschutzes die notwendigen Eingriffe in das Landschaftsbild möglichst schonend zu gestalten bemüht ist. Diese Führung wurde allseits als sehr wertvoll empfunden. Abends fand, vom Kulturwerk Calw veranstaltet, in dem schönen Saal der Stiftung Georgenäum ein stark besuchter Lichtbildervortrag von Professor Dr. Friedrich Metz aus Freiburg/Br. über „Die Kulturlandschaft des Nordschwarzwaldes“ statt, der den Nordschwarzwald nicht nur als natürliche, sondern auch als geschichtliche und kulturelle Einheit herausstellte. Der Redner überraschte die Zuhörer nicht nur durch eine Fülle wissenswerter Einzelheiten, sondern auch durch das Aufzeigen von Zusammenhängen, die in der heutigen Zeit der Umgestaltungen auf deutschem Boden neue Bedeutung gewinnen. Nach dem mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrag blieb eine stattliche Runde noch bis nach Mitternacht im Gasthof „Zum Hirsch“ in angeregtem Gespräch beisammen, zu dem besonders auch die Tagungsteilnehmer aus Pforzheim beitrugen, deren Erscheinen allseits lebhaft begrüßt worden war.

Kreistagung in Ulm. Am 16. April wurde in Ulm die erste Tagung des Schwäbischen Heimatbundes der Nachkriegszeit abgehalten. Auch Ulm gehört bekanntlich zu den Städten, die zu einem guten Teil in Schutt und Trümmer gelegt wurden. Auch hier ist nun das größte Geröll hinweggeräumt und die Wiederaufbauarbeit hat bereits in großem Umfang begonnen. So ist auch in dieser Stadt in erfreulicher Weise die Stunde des Schwäbischen Heimatbundes gekommen. Im schönen altertümlichen Schuhhaussaal wurde die Tagung um 15 Uhr von Prof. Dr. H. Schwenkel eröffnet. Er begrüßte die Anwesenden und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Stadt Ulm trotz aller schweren Zerstörungen die Münsterstadt geblieben sei. Sie müsse es fernerhin bleiben. Daß man aus einer Innenstadt eine City mit flachgedeckten Hochhäusern machen wolle, verbiete das einzigartige Denkmal mittelalterlicher Baukunst des Münsters von selbst. Am neuerstandenen Bahnhofsgebäude übte der Redner Kritik und mißbilligte, daß die Bundesbahn die Wiederaufbau ihrer Bahnhöfe anscheinend als eine Angelegenheit ansähe, in die sie sich von niemand etwas hineinreden ließe. Im Anschluß hieran sprach ein Vertreter des Landrates. Es folgte ein Tätigkeitsbericht des Geschäftsführers. Der anschließende Vortrag „Die schwäbische Landschaft der Zukunft“ von Prof. Dr. Schwenkel vereinigte eine große Zahl von Freunden des Naturschutzes und der Landschaftspflege aus Ulm und Umgebung, insbesondere Blaubeuren, die dankbar mitgingen und einer Verlängerung des Vortrages um einen Ulmer Teil, der sich mit

Fragen der Gestaltung des Blautes auseinandersetzte, freudig zustimmten. Einführend hatte sich Oberbürgermeister Pfizer an die Anwesenden gewendet, wobei er mit viel Verständnis über die Berechtigung des Heimatschutzes in unserer Zeit sprach. Im Abendvortrag führte Dr. W. Supper „Oberschwäbische Barockorgeln in Ton und Bild“ vor, wobei er eingangs seiner Hoffnung Ausdruck gab, daß die Chororgel des Ulmer Münsters bald ihre Stifter finden möchte. Die Originaltonaufnahmen, ausgezeichnet wiedergegeben auf einer Tonapparatur der Firma H. & W. Schmitt, Ulm, brachten barocke Orgelklänge in unverfälschter Klangfarbe. Sie wurden begleitet von zahlreichen Farblichtbildern barocker kirchlicher Räume und Außenansichten. Das Ganze wurde abgerundet durch eine Geschichte der Orgel und eine Lebensbeschreibung des berühmten Baumeisters oberschwäbischer Orgeln, J. Gabler. Die Zuhörer dankten dem Vortragenden begeistert für die treue denkmalpflegerische Arbeit, deren Ergebnis der Vortrag darstellte. Wer es als die besondere Aufgabe des Heimatbundes ansieht, daß aus dunkelempfundener Heimatliebe bewußte heimatpflegerische Haltung und Gesinnung werde, der war von diesem Vortrag sicher restlos befriedigt. Dr. W. Supper ist Orgelsachverständiger des Württ. Landesamts für Denkmalpflege. Es ist für die Heimatfreunde Schwabens eine Genugtuung, daß in diesem Fall der richtige Mann auf den richtigen Platz gekommen ist.

Am 6. und 7. Mai tagte der Schwäbische Heimatbund im Herzen von württembergisch Franken, in Schwäb. Hall, der alten im Herrschaftsbereich der schwäbischen Stammesherrzöge, der Staufer, gelegenen Salztage. Die Kreistagung, um deren Zustandekommen Studienrat Dr. K o s t sich besonders verdient gemacht hatte, vereinigte eine große Teilnehmerzahl bei ihren durchweg mit lebhaftem Dank aufgenommenen Veranstaltungen. Bei der Eröffnungssitzung im Barocksaal des Keckenburgmuseums wurden die Teilnehmer nach einleitenden Worten des Vereinsleiters durch Landrat M ü l l e r und Gemeinderat K o n r a d als Stellvertreter des verhinderten Bürgermeisters begrüßt. Dr. Adolf Schahl von der Geschäftsstelle des Bundes gab einen Bericht über die Tätigkeit des Bundes insbesondere im Jahre 1949. Dr. K r ü g e r, der in Schwäb. Hall auf persönliche Verantwortung als örtlicher Denkmalpfleger eingesprungen ist und in einer Anzahl von Veröffentlichungen und Vorträgen über die Ergebnisse seiner Forschungen berichtet hat, führte die Teilnehmer auf den Marktplatz und in die Michaelskirche, um von diesem Mittelpunkt aus die engen Beziehungen zwischen der politischen und der baulichen Entwicklung der Stadt in eindrucksvoller Weise zu erläutern. Gespannt lauschten die anwesenden Stuttgarter und Haller Heimatfreunde seinen sachlich begründeten und kulturgeschichtlich ausgezeichnet untermalten Darlegungen. Daß freilich der „Nabel der Stadt“, die Salzquelle, nicht zu

sehen und vermauert ist und zudem der Pulverturm in Gefahr steht, abgebrochen zu werden, wurde von allen bedauert. Ein kurzer Überblick von Dr. Koepf über die Baugeschichte von St. Michael im Lichte seiner eigenen Feststellungen ergänzte die Führung Dr. Krügers. Der abendliche Vortrag von Dr. Koepf vom Lehrstuhl für Baugeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart war die erste Veranstaltung in dem neu hergestellten Saal der Johanniterkirche, über dessen Entstehung Dr. Kost in einer Eröffnungsansprache berichtete. Nach Begrüßungsworten des Vereinsleiters sprach Dr. Koepf über „Württembergisch-fränkische Baukunst des späten Mittelalters“. Dr. Koepf stellte die Anordbarkeit der Baumeisternamen Heintzelmann, Roritzer und Scheyb für St. Michael in Frage. Fest stehe nur, daß nach 1427 das Langhaus durch einen Meister Konrad von Nürnberg nach dem Vorbild der Nürnberger Frauenkirche ausgeführt worden sei. Es stelle die sonst nirgends erreichte letzte Konsequenz der Hallenkirche dar, indem alle drei Schiffe gleich breit gehalten seien. Auch Niklas Eseler von Alzey könne nur Unbedeutendes zugeteilt werden, da er nur kurze Zeit in Hall geweiht habe. Der Meisterschild im südlichen Seitenschiff sei nicht der seine, sondern der eines unbekannten Meisters, der die Gewölbe des Langhauses vollendet habe. Die Erweiterung des Langhauses um ein östliches Joch könne vor Erbauung des Chors aus konstruktiven Gründen erfolgt sein. Der Chor selbst sollte ursprünglich mit einem Umgang von der Breite der Seitenschiffe versehen werden, wurde jedoch von dem 1493 von Schwäb. Gmünd nach Hall gekommenen Hans von Urach nach dem Vorbild des Gmünder Parlerchors errichtet. Mit diesem Meister kommen wir in den Kreis der Bauhütte, die Eberhard im Bart und seine hochgebildete Mutter Mechthild aus der Rheinpfalz nach Württemberg berief. Der Bruder des Hans, Jakob, ist als Erbauer der Schorndorfer Stadtkirche bekannt, die einen Parlerchor illusionistisch vortäuscht. Hans von Urach war vor Gmünd in Ohringen tätig. Hier gab es viel Schwierigkeiten zwischen Bauherrschaft und Baumeister, so daß er das Feld seinem Mitarbeiter Bernhard Sporer überließ, der die undankbare Aufgabe des Umbaus einer romanischen Anlage trefflich meisterte. Sein Langhaus hat eingezogene Strebepfeiler und ein seltsames parabolisches Netzgewölbe, dessen Höhe die der Stützen übertrifft. Sporer ist ferner in Heilbronn und Wimpfen nachzuweisen. Er leitet auch in Schwaigern die Erweiterung einer romanischen Chorturmanlage. Schwaigern ist ein Bau, der nicht nur durch sein ungeheures Dach, sondern auch durch seine gut erhaltene alte Ausstattung bemerkenswert ist. In bezug auf Heilbronn konnte Dr. Koepf allerjüngste durch Veröffentlichungen von Grimschitz bestätigte Forschungsergebnisse vorweisen, welche die Tätigkeit des Wiener Dombaumeisters Pilgram in Heilbronn betreffen. Skulpturen in Heilbronn, Ohringen, Rottweil und Wimpfen bezeugen ihn zugleich als einen tüchtigen Steinmetzen und Bildhauer.

Im Anschluß an den mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrag vereinigte noch ein geselliges Zusammensein im Gasthof „Drei Könige“ zahlreiche ansässige und auswärtige Tagungsteilnehmer.

Waren bereits die Veranstaltungen des Samstag von prächtigem Wetter begünstigt gewesen, so führten die kleinen Wanderungen des Sonntag bei schönstem Sonnenschein mitten hinein in die herrlichste Maienblüte. Zunächst pilgerte man zur Komburg, wo Dr. Krüger einen ungemein fesselnden Vortrag über die Geschichte, insbesondere die Baugeschichte, der Komburg gab, in der sich die Geschichte des alten deutschen Reiches und dessen Verhältnis zur Kirche in einprägsamer Weise widerspiegelt. Auch hier verstand es Dr. Krüger, die Baudenkmale als Zeugnisse vergangener Kultur zu deuten. Ganz trefflich gelang ihm dies im Hinblick auf die Mönchszeit der Komburg, die mit dem Klosterstifter Burkhard 1079 beginnt, einem Mann, von dem das Bleiplättchen, welches auf seinen Gebeinen in dem noch vorhandenen Steinsarkophag lag, einfach aussagt: „Burkhardus monachus“, das heißt Burkhard der Mönch. Ein schweres Leiden, Knochenwucherungen, machten ihn früh mit der mönchischen Denkart vertraut. Er hielt zur päpstlichen Partei, im Gegensatz zu seinem Bruder Rugger, der den östlichen Teil der Burg besaß und ein dem Kaiser ergebener glänzender Ritter war. Abweichungen von der Grundrißform der Benediktinerklöster erklären sich auf der Komburg aus diesem Gegensatz und der damit verbundenen Zerteilung der Burg, da die östliche kaiserliche Hälfte Rugger erst 1083 von Burkhard durch einen Handstreich abgenommen wurde. Abt Hartwig (1103—1139) förderte die Bautätigkeit wesentlich. Daß sich auf der Komburg so viel Romanisches erhalten hat, ist auf die segensreiche Tatsache eines durch die Verarmung des Klosters verursachten äußersten Geldmangels in der Folgezeit zurückzuführen, wie umgekehrt viele Kirchenrestaurierungen des 19. und 20. Jahrhunderts beweisen, wie gefährlich Geld ohne Kultur sein kann. Dieser Geldmangel verhinderte es, daß in der Spätgotik, nachdem das Kloster 1488 in ein Chorherrenstift verwandelt worden war, Neubauten entstanden. Er ist auch die Ursache dafür, daß das Stift in den Bauernkriegen nicht geplündert wurde, ferner dafür, daß der barocke Neubau 1707—1715 die Türme mit ihren einzigartigen steinernen Helmen stehen ließ, die der Komburg (Kochenburg) das Aussehen einer Gralsburg verleihen. Auch die neue Dekanei blieb damals unvollendet, sehr zum Heil des romanischen Torbaus mit den wundervollen Rundbogenarkaden. Leider haben indessen die Umbauten des Propstes E. Neustetter, dem wir den Gürtel der Ringmauer von 1572 verdanken, die romanische Klausur und die Propstei verändert. Aus Sparsamkeitsgründen legte der württembergische Staat die Rundbogenarkaden der Propstei frei. Auch andere geplante Wiederherstellungen des romanischen Bestandes, so etwa der St. Michaelskapelle im Torbau unterblieben. In weiter zurückliegender Zeit

wurde sogar ein großer Teil der romanischen Klausur eingerissen: damit der Gemüsegarten im Kreuzgang mehr Sonne habe! Immerhin sind noch die mächtigen Rundbogausschnitte, der Öffnungen zweier Kreuzgangsarme zu sehen, dazu der romanische Kapitelsaal mit eingebautem Kreuzgangsteil, der Rundbogenarkaden hat. Die Strenge, ja Kargheit der romanischen Bauweise tritt wohl selten so stark in Erscheinung wie auf der Kumburg, vor allem durch den Gegensatz zu der barocken Kirche, die den Himmel auf Erden beschwört. Der große romanische Radleuchter, der seinesgleichen nur in Aachen im Kaiserdom und in Hildesheim hat, erklärt sich durch seine Aufschrift selbst als ein Abbild des himmlischen Jerusalem. Wie sehr sogar die Architektur dieser Zeit Verkündigung sein will, wurde aus den Ausführungen Dr. Krügers über die St. Erhardskapelle deutlich. Diese, eine zweigeschossige Sechseckkapelle im Hof, muß als Grabkirche gedeutet werden. Ihre Sechseckform weist sinnbildlich – über die Bienenwabe, aus der die junge Brut kriecht – auf die Auferstehung Christi, die zudem durch die Skulptur eines Löwen mit zwei Jungen in den Pranken an der Außenseite angedeutet wird, da nach dem „Physiologus“ die Löwin ihre Junge tot zur Welt bringt, diese drei Tage lang wärmt und sie so ins Leben ruft. Andere Außenfiguren müssen als Grabwächter gedeutet werden.

Nach dem Mittagessen führte Dr. Kost durch das Keckenburgmuseum (Keckenburg bedeutet Burg der Keck, einer der mittelalterlichen Stadtelsgeschlechter; sie stammt aus frühgotischer Zeit und wurde barockisiert). In dem sehr vielseitigen und reichhaltig aber räumlich noch beengten Haller Heimatmuseum war viel mehr Bemerkenswertes zu sehen und zu hören, als die kurze Zeit mitzunehmen gestattete.

Das letzte Ziel bildete die Burgruine Limpurg zwischen Schwäb. Hall und der Kumburg. Aufstieg und Niedergang des bekannten Geschlechtes der Schenken von Limpurg wurde von Dr. Kost den zahlreichen Versammelten nahe gebracht.

Prof. Dr. Schwenkel beschloß die Tagung mit einer Erläuterung der Landschaft, deren in den Keuper eingesenkte Flußläufe einst donauwärts gingen, bis sie von dem Kocher angeschnitten wurden, der sich vom Neckartal her tief in den Muschelkalk einfräß, wobei Umlaufberge und Talschlingen entstanden, auch die Salzlager des Muschelkalk ausgeschwemmt oder mindestens angezapft wurden. Es war sogar den Stuttgarter Teilnehmern neu, daß in der Muschelkalkschicht unterhalb Stuttgarts sich eine zwölf Meter starke Salzschiefer findet. Von der Limpurg aus war der Reiz der Muschelkalktäler gut zu erkennen, deren zerklüftete Hänge für den Vogelschutz wichtige Hecken tragen. Professor Dr. Schwenkel forderte, daß die Kumburg nicht weiter umbaut werde.

Nur ungern trennten sich die auswärtigen Teilnehmer, dem Zwange des Eisenbahnfahrplans folgend, von den Haller Mitgliedern.

Mitteilungen der Ortsgruppe Nürtingen

Am 17. Mai kamen die Mitglieder von Nürtingen in den „Vier Jahreszeiten“ zusammen. Die Versammelten waren sich einig darin, daß das vom Heimatbund warm befürwortete Nürtinger Kornbeckmuseum mindestens in der Weise in Angriff genommen werden müsse, daß die Stadt Gemälde und Zeichnungen von J. Kornbeck und sonstige Kornbeckerinnerungen zu sammeln beginne. Aus bescheidenen Anfängen – etwa einem Kornbeckzimmer des Heimatmuseums – könne sich unter Umständen vor allem durch freiwillige Spenden, die erfahrungsgemäß reichlich eingehen, sobald einmal der Anfang in solch einer Sache gemacht worden ist, eine große Sammlung entwickeln. Kreisamtmann Weinbrenner wies darauf hin, daß das J. Kerner-Museum in Weinsberg in ähnlicher Weise entstanden sei. Als künftigen Ort des Heimatmuseums schlug P. Haller unter lebhafter Zustimmung den Steinernen Bau vor. Auch an das Amtsgerichtsgebäude und an das Waldhorn wurde gedacht, während Stadtrat Sonn an den Blockturm erinnerte. Im Anschluß hieran wurden zwei „Kunstwanderungen“ auf Omnibussen durch die Altkreise Nürtingen und Kirchheim am 9. Juli und 10. September besprochen. Für das Winterprogramm sind vorläufig in Aussicht genommen zwei Vorträge von Landrat Maier und Dr. Schahl.

Italienische Tafelmalerei

Der Stuttgarter Galerieverein zeigt gegenwärtig in den Räumen der Württ. Staatsgalerie, Neckarstraße 32, eine einzigartige Ausstellung früher italienischer Tafelmalerei, deren Besuch wir unseren Mitgliedern dringend empfehlen. Auf die Ausstellung selbst kommen wir in Heft 4 ausführlich zurück.

Malerei der Gegenwart

Die Wanderausstellung des Verbandes bildender Künstler in Württemberg, die vom 23. Juni bis 5. Juli 1950 in Backnang gezeigt wurde, wird vom 22. Juli bis 6. August in Heidenheim, vom 12. bis 27. August 1950 in Ludwigsburg zu sehen sein. Allen unseren Mitgliedern, die sich ein Bild von der Malerei der Gegenwart im Schwabenland machen wollen, empfehlen wir den Besuch dieser Ausstellung angelegentlich.

Aufruf

Nr. 1 unserer Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ ist vergriffen. Wir bitten, entbehrliche Stücke als Drucksache unter Angabe des Absenders an unsere Geschäftsstelle, Stuttgart O, jetzt Urbanstraße 16, zurückzusenden; wir vergüten für das Stück auf Wunsch DM 1.–.

Wir bitten insbesondere diejenigen Mitglieder, denen infolge eines Versehens der Versandstelle die Nr. 1 doppelt zugegangen ist, um Rückgabe des einen Stücks.

Studien- und Lehrfahrten

Für folgende, zum Teil bereits angezeigte Studien- und Lehrfahrten, sind noch Plätze frei. Gäste willkommen! Umgehende Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Urbanstraße 16/II, ist ratsam. Die Einreihung in die Teilnehmerlisten geschieht in der Reihenfolge der Anmeldung. Zuschlag für Nichtmitglieder je Fahrt DM 1.-. Abfahrt aller Omnibusse: Karlsplatz.

Um vorausgehende Bezahlung wird gebeten: Postscheckkonto Stuttgart 3027, Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30.

Sonntag, den 23. Juli: Bottwartal und Zabergäu. Führung: Dr. H. Koepf. Die Alexanderkirche Marbach, die romanische Stiftskirche Oberstenfeld, Beilstein, die bis in Einzelheiten der Ausstattung wohlerhaltene spätgotische Kirche Schwaigern, die Ruine Neiperg, Brackenheim, die Hochaltäre in Bönningheim und Besigheim sind die Glanzpunkte dieser Fahrt. Abfahrt: 6 Uhr. Rückkunft: 22 Uhr. Teilnehmergebühr DM 7.-.

Sonntag, den 6. August: Schwarzwaldfahrt. Führung: Prof. Dr. Schwenkel. Fahrstrecke: Stuttgart, Herrenberg, Nagold, Altensteig, Freudenstadt, Kniebis, Ruhestein, Mummelsee, Hornisgrinde, Schwarzwaldhochstraße, Herrenwies, Schwarzenbachtalsperre, Raumünzach, Schönmünzach, Besenfeld, Enzklösterle, Wildbad, Hirsau, Calw, Weil der Stadt, Stuttgart. Abfahrt: 5.30 Uhr. Rückkunft: 22.30 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 9.50.

Sonntag, den 3. September: Das schwäbische Allgäu mit Isny und Wangen. Führung: Dr. Schahl. Landschaftserlebnisse, die mit dem Begriff Allgäu umrissen werden können, verbinden sich auf dieser Fahrt mit dem künstlerischen Erlebnis zweier alter Reichsstädte, von denen insbesondere Isny – von seinem Barockkloster und der romanischen Pfarrkirche abgesehen – ein Juwel altdeutscher Stadtbaukunst ist. Abfahrt: 5.30 Uhr. Rückkunft: 22.30 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 14.50.

Sonntag, den 17. September: Weil der Stadt–Tiefenbronn mit dem berühmten Altar des Lukas Moser–Kloster Maulbronn–Lienzingen. Führung: Dr. R. Schmidt. Abfahrt: 7 Uhr. Rückkunft: 20 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 7.50.

Sonntag, den 24. September: Zweite Wiederholung der Barockorgelfahrt mit Dr. Supper. Abfahrt: 5.30 Uhr. Rückkunft: 23.30 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 14.50.

Sonntag, den 8. Oktober: Herbstfahrt ins Frankenland. Schöntal, Bad Mergentheim, Weikersheim, Creglingen. Abfahrt: 6 Uhr. Rückkunft: 22 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 13.-.

Sonntag, den 22. Oktober: Das Bauern- und Weingärtnerhaus im Remstal. Führung: Dr. Schahl. Schmiden, Korb, Großheppach, Geradstetten, Beutelsbach, Endersbach, Strümpfelbach.

Abfahrt: 8 Uhr. Rückkunft: 21 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 4.50.

Ferner rufen wir hiermit unsere Mitglieder zur Teilnahme an einer *Tagung* des Bundes innerhalb der *Jubiläumsfestwoche* der Stadt Waiblingen auf. Diese findet statt am Dienstag, dem 25. Juli. Das Programm sieht vor:

1. 14–17 Uhr eine Landschaftsführung von Prof. Dr. Schwenkel. Treffpunkt Marktplatz.

2. 15–17 Uhr eine Stadtführung von Dr. A. Schahl. Treffpunkt vor der Kirche St. Michael.

3. 17.30 Uhr Vortrag von Dr. Hansmartin Decker-Hauff: „Waiblingen im Mittelalter. Neue Forschungsergebnisse“.

Karten, die zur Teilnahme an Veranstaltung 1 bzw. 2 und 3 berechtigen, sind auf der Geschäftsstelle zu haben um DM 1.- für Mitglieder und DM 1.50 für Nichtmitglieder.

Alle unsere Mitglieder laden wir hiermit ein zu einer Sternfahrt nach Markgröningen, das am 20. August seine 700-Jahrfeier begeht. Wir beteiligen uns an den Festlichkeiten, treffen uns aber nach dem Festgottesdienst zur Bekanntgabe von wichtigen Nachrichten im Seminarhof.

Gesellschaftsfahrten mit der Bahn sind vorgesehen nach Haigerloch (Führung Landeskonservator Genzmer), Schorndorf (Führung Architekt J. Rösler), Weinsberg (Führung Dr. Walzer) und Wimpfen (Führung Dr. Koepf) und sollen in der nächsten Nummer bekanntgegeben werden.

Begleichung der Mitgliedsbeiträge

Da wir in diesem Jahr davon absehen möchten, Rechnungen auszustellen, bitten wir unter Hinweis auf die betreffende Bemerkung in Nr. 2 unserer Zeitschrift, Seite 96, nochmals um Einzahlung der Beiträge auf das Girokonto 164 30 bei der Städt. Girokasse Stuttgart oder auf das Postscheckkonto Nr. 30 27 beim Postscheckamt Stuttgart. Der Mindestjahresbeitrag beträgt für Einzelmitglieder DM 5.-, für körperschaftliche Mitglieder DM 10.-. Höhere Beiträge sind im Interesse der Sache dringend erwünscht.

Neue Anschrift der Geschäftsstelle

Die Geschäftsstelle des Schwäb. Heimatbundes ist von Urbanstr. 12 nach Urbanstr. 16/II verlegt worden. Telefon nach wie vor: 900 39 (Kohlhammer).